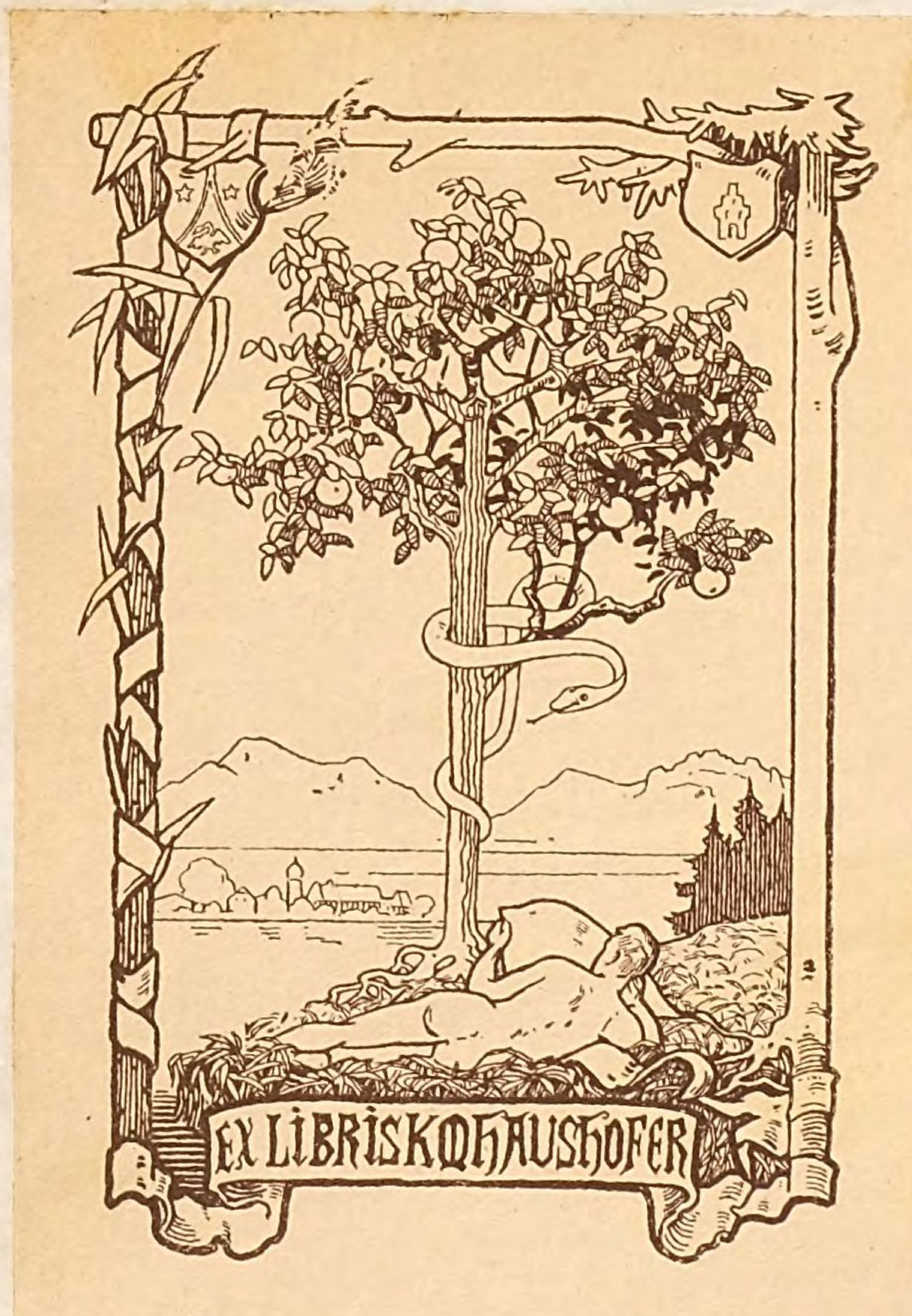

EX LIBRIS K. M. HAUSHOFER

Ein

Streifzug durch Indien.

Von

Emil Selenka,

Professor in Erlangen.

Mit 29 in den Text gedruckten Abbildungen.

Wiesbaden.

C. W. Kreidel's Verlag.

1890.

Der hier veröffentlichte Vortrag war ursprünglich nicht für den Druck berechnet. Dennoch entspreche ich gerne einer an mich ergangenen Aufforderung und sende das Manuskript in fast unveränderter Gestalt in die Druckerei. Es sei das Schriftchen Freunden und Bekannten, denen es gewidmet ist, ein Zeichen freundlichen Angedenkens, zugleich auch ein Sporn, bei nächster Gelegenheit selber auf ein Paar Monate dem Bann des modernen Kulturlebens zu entfliehen, um in der Zauberpracht des Urwaldes und in den Wundern des Orients die Träume der Kindheit verwirklicht zu sehen! —

Dem Vortrage schlossen sich Demonstrationen von Gerätschaften, Gewändern und Photographieen an. Einiges davon habe ich ausgewählt und dem Texte in Abbildungen beigegeben; eine Anzahl dieser Bilder ist nach Augenblicksaufnahmen vergrößert, die ich selber mit einem photographischen Taschenapparate gemacht habe.

Erlangen am 2. Mai 1890.

Emil Selenka.

Wenn ich Sie zu einer Gedankenreise durch Ostindien einlade, so ist meine Absicht, auf der einen und anderen Station Halt zu machen und von den Bildern, welche mich dort während eines sechsmonatlichen Aufenthalts erfreut haben, Ihnen diejenigen vorzuführen, welche den Europäer vor Allem überraschen und fesseln.

Da die Lösung rein wissenschaftlicher, zoologischer Fragen das alleinige Ziel meiner Reise gewesen ist, so konnten meine Beobachtungen über Land und Leute, über Leben und Kunst auf diesem geheimnisvollen Fleck unsrer Erde allerdings nur gelegentliche sein und sind daher mangelhaft geblieben. Dennoch darf ich hoffen, daß meine Schilderungen nicht allzuviel Unrichtiges enthalten, weshalb ich denn kein Bedenken trage, durch die interessantesten aller Tropenländer mich Ihnen als Führer anzubieten.

„Ostindien" umfaßt einen gewaltigen Länderkreis, und so halte ich es für ersprießlich, in zwei Worten meine Reiseroute anzudeuten, um die Erwartungen nicht zu hoch zu spannen.

In Genua bestieg ich den Bremer Lloyd-Dampfer, welcher den heimatlichen Namen „Bayern" führt, ein aus Stahlplatten konstruiertes, schneeweiß schimmerndes, majestätisches Schiff von etwa vierhundert Fuß

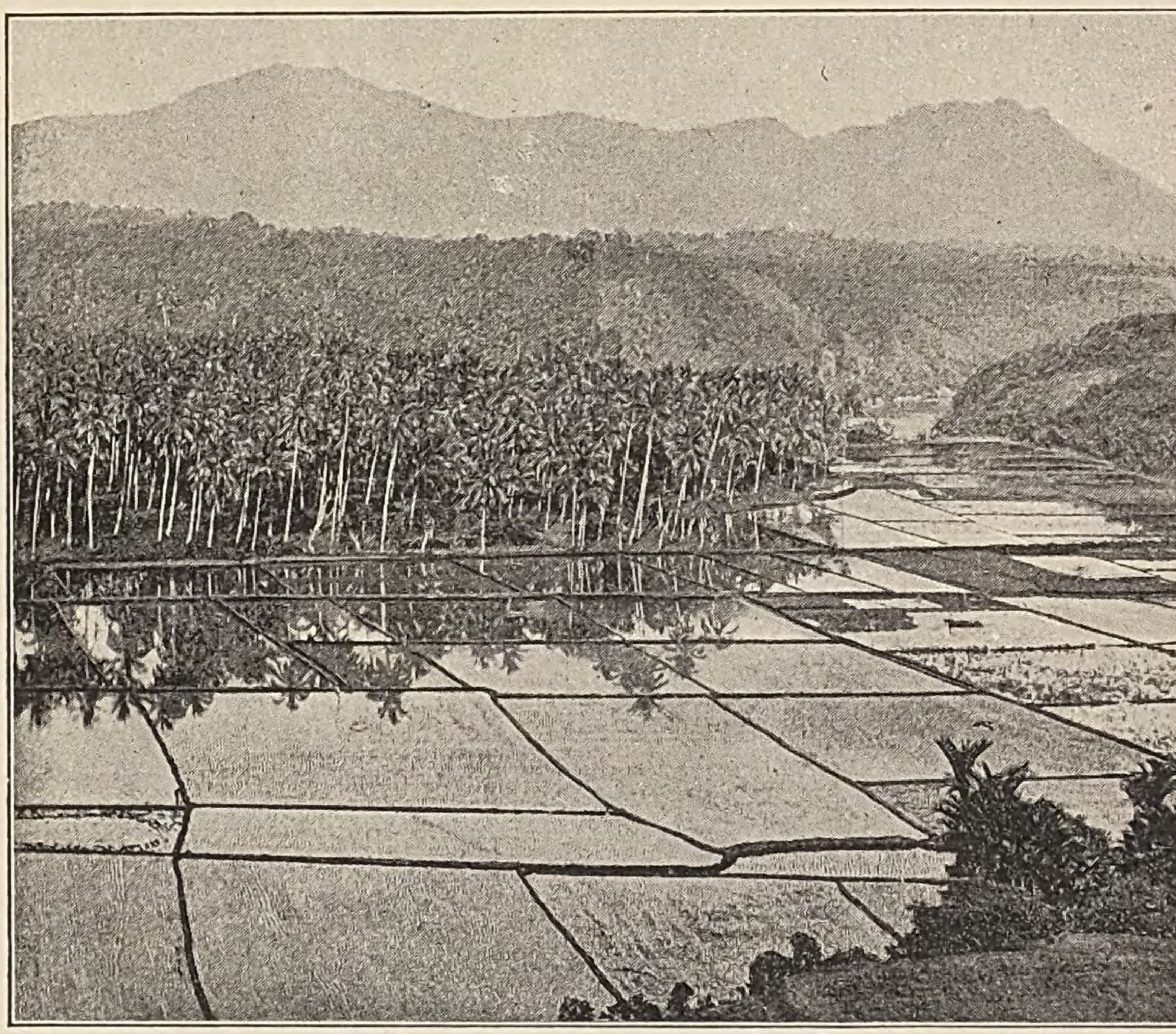
Länge — ein schwimmendes Hotel ersten Ranges mit elektrischer Beleuchtung, eleganten Rauch- und Lesezimmern in feinem, geschmackvollem Rokokostil, sogar mit einem passabeln Orchester an Bord.

Auf der Fahrt durch das blaue Mittelmeer tauchten zuerst die scharfgeschnittenen Konturen Korsika's auf, zur Mittagsstunde des folgenden Tages passierten wir Scylla und Charybdis, die Meerenge von Messina, — rechts der massige Ätna im hellen Sonnenschein, links die weichen Linien des italienischen Gestades, — und nachdem wir uns an der Insel Kandia in üblicher Weise ein wenig auf den Wogen geschaukelt, sodaß die Salzflut zischend über das Deck sprang, legte unser Schiff zuerst in Port Saïd an um Kohlen aufzunehmen und die Summe von 40,000 Mark für die Passage durch den Suezkanal zu erlegen. Der größte Teil des Kanals wurde bei Nacht und in sehr langsamem Tempo zurückgelegt: „so langsam wie möglich" hörte man wiederholt den Kapitän mit Stentorstimme dem Maschinenmeister durch das Sprachrohr zurufen; zwei elektrische Lichter, eines am Schiffsschnabel, ein anderes hoch oben im Mastbaum angebracht, beleuchteten gespenstisch den schmalen Wasserweg auf eine Viertelstunde weit. In Aden an der Straße von Bab-el-Mandeb („Thränenthor") wurden wiederum Kohlen eingenommen, von denen unser Koloß von Fahrzeug stündlich an 80 Zentner verschluckte; nach fünftägiger ruhiger Spazierfahrt war Ceylon, nach weiteren sechs Tagen Singapore erreicht. Ein französischer Dampfer, klein wie ein Spielzeug im Vergleich zu dem stolzen „Bayern", setzte mich von hier nach Batavia über.

Von Batavia aus unternahm ich mehrere Abstecher nach den Koralleninseln und nach der berüchtigten, fürchterlichen Insel Krakatau, durchstreifte dann Java der Länge und Quere nach, besuchte die Süd- und Westküste Borneo's, kehrte nach Ceylon zurück, und durchkreuzte, nachdem ich den mittleren und nördlichen Teil dieser schönen Insel mit der Flinte auf dem Rücken durchwandert, zum Beschluß noch den Dekkan und Hindostan, um endlich in Bombay das Schiff zu besteigen, welches mich wieder der Heimat zuführte.

Auf einigen dieser Stationen lassen Sie uns Halt machen, um uns das Land und das Volksleben anzuschauen!

Java, die schönste jener herrlichen Sunda-Inseln, welche sich um den Äquator winden wie ein prangender Gürtel von Smaragden, Java bietet eine Fülle der Scenerie wie wenige Länder der Erde. Mag Amerika Urwälder von größerer Ausdehnung besitzen, einen üppigeren Pflanzenwuchs kann es kaum aufweisen. Rühmt sich Ceylon seiner grotesken Bergkuppen und seiner Palmenhaine, es sind doch nur



Reisfelder, unter Wasser stehend.
Im Mittelgrund ein Hain von Kokospalmen, im Hintergrunde das vulkanische Gebirge.

schwächere Abbilder der himmelanstrebenden Vulkanketten und der gewaltigen Riesenbaum-Wälder, welche Java schmücken.

Fast seiner ganzen Länge nach ist Java von Osten nach Westen durchzogen von einer, oder wenn man will, einer doppelten Reihe von 45 Vulkanen, von denen heute noch gar viele thätig sind, glühende Lava, kochenden Schlamm, Asche, Rauch oder Dämpfe ausspeien.

Auf meinen nächtlichen Fahrten durch Mittel- und Ostjava sah ich mehr als ein Mal die feurigen Lavaströme der Vulkane aus dem Dunkel der Nacht unheimlich hervorleuchten. Die meisten dieser „Feuerberge" sind höher oder doppelt so hoch als der Vesuv, und zwei derselben übertreffen sogar die Höhe des Ätna auf Sicilien.

Prächtige zackige Ketten von Kalkgebirgen, wahrhafte Felsentheater, flankieren und durchsetzen zumal im Süden diese imposante Vulkanreihe und tragen so bei zur Bildung von fruchtbaren Plateau's und Hochthälern.

Die südliche Küste fällt im Allgemeinen ziemlich steil in's Meer hinab, und hier finden sich noch die ausgedehntesten Urwälder, welche bis auf den heutigen Tag von Rhinocerossen, Königstigern, Panthern, wilden gefährlichen Rindern und Schweinen, Schakalen und Hirschen bevölkert werden, während das nördliche Küstengebiet ein sanft geneigtes Tiefland darstellt, die „Kornkammer Java's", das denkbar günstigste Terrain für die Reiskultur. Von den Gipfeln der Berge überblickt man oft meilengroße Flächen mit Reis bestellt, ein grünender schimmernder Teppich, nur unterbrochen von den Dörfern der Eingeborenen.

Java ist einer der fruchtbarsten Erdstriche der Welt, sodaß es nicht nur seine 37 Millionen Bewohner, in 33000 Ortschaften verteilt, ernährt, sondern auch noch an andere Nationen von seinen Landesprodukten abzugeben vermag. Nirgends auf der Welt treffen aber auch so günstige Bedingungen eines üppigen Pflanzenwuchses zusammen, wie auf der Smaragdinsel: guter Nährboden, Sonnenwärme und Wasser. Enthalten die Zersetzungsprodukte des Kalkes und der vulkanischen Aschen die erforderlichen mineralischen Bestandtheile zum Gedeihen der Pflanzen, so sendet die Sonne ihre heißesten Strahlen auf dieses Eiland herab, indes die herrschenden Winde die den Oceanen entnommenen gasförmigen Wassermassen an den Höhen der javanischen Gebirge als Regenwolken absetzen. Während meines Aufenthalts in Buitenzorg — es war in der sogenannten trockenen Jahreszeit — konnte ich tagtäglich beobachten, wie die Gipfel der Vulkane, die morgens früh unverschleiert lagen, gegen Mittag sich mit dicken, schweren Wolkenmassen bedeckten, welche nachmittags unter den heftigsten Blitz- und Donnererscheinungen ihre prasselnden Regen fallen ließen.



Malayische Frauen, in Batavia.
Vorne Spucknapf und Sirihdose.

Schon seit Alters verstehen es die Javaner, das von den Bergen herniederströmende Regenwasser in zahllose Kanäle zu leiten und über die zu künstlichen Terrassen abgestufte Ebene zu führen: ein Berieselungssystem, welches dem Reisbauer jährlich eine oder zwei, oder in zwei Jahren drei Reisernten sichert! Denn da der Reis eine Sumpfpflanze ist, so muß er zum guten Gedeihen „unter Wasser" stehen. Man braucht den Boden nicht zu düngen, da mit dem Regenwasser auch viele Zersetzungsprodukte von Pflanzen und vulkanischer Asche immer auf's Neue von den Höhen herab zugeführt werden. Zwei Dritteile der Insel sind kultiviertes, ungedüngtes Land, und wenn auch durch Kaffee- und Chinaplantagen das Nährmaterial des Grundes allmählich erschöpft wird, sodaß die Pflanzungen nach einer Reihe von Jahren stets verlassen werden müssen, so schießt doch an derselben Stelle schon nach kurzer Zeit ein neuer Wald empor, durch dessen Niederlegen und Verbrennen das Material zum Gedeihen einer neuen Plantage dargeboten ist. Die Schöpfungskraft dieses Bodens ist nicht zum Stillstande zu bringen.

Ähnlich steht es mit der Tierwelt, die zwar zurückgedrängt, aber nicht ausgerottet werden kann, wie die Thatsache beweisen möge, daß es in der Nähe der Hauptstadt Batavia noch heute von Krokodilen und Affen wimmelt.

Bevor ich Sie nun zu einem Spaziergange durch ein javanisches Dorf auffordere, will ich Sie mit der Lebensweise, den Trachten und, so gut ich dies vermag, mit dem Charakter der Bewohner ein wenig bekannt machen.

Die Einwohner Java's sind Malayen. Betritt man zum ersten Male die Insel, so ist man geneigt, alle Eingeborene für Geschwister zu halten, so ähnlich scheinen sie einander zu sein; denn sie sind alle klein von Statur, braun von Hautfarbe, haben alle schwarzes Haar und schwarze, etwas schräg stehende Augen, wenig Bart, eine breite niedrige Stirn, hervorstehende Backenknochen, eine platte Nase mit breiten Nasenflügeln und einen breiten Mund mit wulstigen Lippen. Bald aber lernen wir drei oder wenigstens zwei verschiedene Typen unterscheiden, die Sundanesen oder Westjavaner, oder wie man sie auf Java gewöhnlich nennt,

die Malayen, und die Ostjavaner oder Javaner schlechthin. Der Javaner ist geschmeidiger, schlanker und heller als der Malaye, ist geschickter mit der Hand und geistig begabter. Während der Malaye sich begnügt mit der Herstellung schmaler Zeuglappen, die er glatt um die Hüften schlägt, versteht der Javaner seine langen und breiten Kleiderstoffe mit prächtigen und farbenreichen stilisierten Figuren zu schmücken und in zierliche Falten zu legen. Der Malaye führt seit Alters ein dickes plumpes Messer; der Javane ist unzertrennlich von seiner eleganten dolchartigen Stichwaffe, dem Kris, dessen flammige Schneide er aus dem besten Stahl, wohl gar aus himmlischem Stoffe, aus Meteoreisen, zu fertigen liebt und dessen Handgriff er mit Gold und Diamanten schmückt. Der reiche Javane baut sich einen Palast, hält auf schöne Pferde, gutes Orchester und graziöse, gelenkige Tänzerinnen; er ist im Benehmen stets gemessen — „Javaan altyd deftig", Javaner immer würdig, pflegte mein javanischer Diener, welcher etwas holländisch verstand, zu sagen. Der Malaye hingegen lebt in den Tag hinein und ist nicht so erpicht auf Repräsentation.

Die Sprache der Malayen ist das Sundanesische und das Malayische, zwei Sprachen von einfachem Bau. Im Malayischen, einer sehr wohllautenden Sprache, dem Italienisch des Ostens, fehlt jede Declination, Konjugation und Pluralbildung; das Javanische hingegen besitzt eine reiche Gliederung und ist deshalb noch besonders schwierig zu erlernen, weil zwei Sprachen in ihm neben einander herlaufen, indem die Rede des Niederen zum Höhergestellten ganz verschieden ist von der des Höheren zum Niederen, fast so different wie Englisch und Französisch. Schon hieraus läßt sich ermessen, wie viel reicher und feiner abgeschattet das Gebiet der Empfindungen und Gedanken beim Javaner sein muß als beim Malayen, der nur seine beiden Kindersprachen oder auch nur eine derselben kennt.

In einigen Beispielen lassen Sie mich andeuten, wie naiv die malayische Sprache denkt. Das Auge heißt im Malayischen mata, der Tag hari; ist da nicht ein besonderes Wort für „Sonne" entbehrlich, wenn man mata hari „Auge des Tages" verbindet; es kann doch nur Sonne bedeuten! Ebenso fehlt eine Bezeichnung für „Brunnen"; das

Wasser heißt ajer, also kann mata ajer „Wasserauge" nur auf einen Brunnen sich beziehen. Weder für „ich" noch für „ja" hat der Malaye ein Wort, er sagt statt dessen saya, was eigentlich „Diener" bedeutet. Der Ausdruck der Bejahung saya hat sich allerdings in die Silbe ya abgeschliffen; aber da das Sprechen eine mühsame Beschäftigung, so hört man als Zeichen der Zustimmung oder des Verständnisses gewöhnlich nur ein knurrendes, im Munde gesprochenes Räuspern.



Javanische Prinzessin im (alten) Hofkostüm.

Über den Charakter der Eingeborenen Java's vermag ich natürlich kein endgültiges Urteil abzugeben; aber ich konnte mich doch zur Genüge überzeugen, daß ihre Denkart und Moral bedeutend von den Vorstellungen abweicht, welche wir Europäer im allgemeinen mit diesen Begriffen verbinden. „Dankbarkeit" und „Aufopferung" kennt der Malaye ebensowenig wie der Javane auch nur dem Namen nach, und wenn schon die alten Spartaner den Diebstahl eher als ein Zeichen geistiger Findigkeit, denn als verwerfliche Handlung auffaßten, so betrachtet der Malaye die heimliche Aneignung fremden Eigentums als etwas selbstverständliches. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit nur ein Erziehungsresultat ist, und daß diese Erziehung eben nicht allerwärts stattfindet. Ein verabschiedeter malayischer Bedienter verläßt nicht das Haus seines Herrn, ohne ein Andenken mitzunehmen; das gehört sich so. Der Schlaueste fährt eben am Besten!

Freilich unheimlich genug berühren uns manche javanische Sitten und Anschauungen. Folgende Geschichten wurden mir von europäischen Ansässigen erzählt.

Zwei Javaner waren lange Zeit befreundet. Der Eine genießt gelegentlich die Gastfreundschaft des Anderen, ist aber eines Morgens in der Frühe mit des Hausbesitzers bestem Anzuge und wertvollsten Kris verschwunden. Der Geprellte wundert sich nicht darüber, aber er brütet Rache, entnimmt zum Beispiel Sand aus den Fußstapfen des Entflohenen und bezaubert diesen, füllt etwa den Sand in eine hohle Kleiderpuppe und durchsticht dieselbe mit dem Kris. Doch das ist nur die symbolische Vor-Rache, welche dem Räuber Unglück bringen soll. Bei der ersten besten Gelegenheit läßt er seine lang verhaltene Wut an dem Diebe selber aus oder dingt auch wohl einen Mörder, der für einige Silberlinge überall leicht zu haben ist. Der Mittel, welche zum Tode führen, giebt es ja so viele. Nicht nur, daß die Spitzen aller Krisse (Dolchmesser) mit tötlichem Gifte bestrichen sind, sodaß auch eine leichtere Verwundung unfehlbaren Tod bringt — auch das Vergiften der Speisen ist eine beliebte Art, den Haß am Gegner erfolgreich auszulassen; oder eine Messerspitze voll der feinen, kaum sichtbaren Härchen, welche von jedem Deckblatte eines Bambusstengels leicht abzuschaben sind, helfen demjenigen, der sie ohne es merken zu können mit der Speise genießt, unter martervollen Qualen vom Leben zum Tode.


Javanischer Prinz im Hofkostüm.

Ein deutscher Plantagendirektor entließ seinen malayischen Koch in keineswegs unfreundlicher Weise. Die letzte Mahlzeit, welche dieser bereitete, war vergiftet, und nur durch seine Geistesgegenwart wurde der Direktor nebst seiner jungen Frau und einem Gastfreunde vom nahen Tode errettet. Der Koch gestand, ward auch vor Gericht gezogen und bestraft. „Aber in solchen Fällen", so schloß mein Gastherr in drastischen Worten seine dramatische Erzählung, „ist es das Beste, den Hund sofort totzuschießen, denn wenn man dem holländischen Gouvernement immer die Aburteilung überlassen wollte, so brauchte man so viele Richter auf Java als Eingeborene da sind." Das war nun zwar im Eifer des Zornes gesprochen, aber an Wirksamkeit dürfte eine solche Selbstjustiz die eines ruhigen Gerichtsverfahrens vielleicht übertreffen; denn da die Javaner gemäß Vorschrift der holländischen Regierung Feuerwaffen weder führen noch besitzen dürfen, so begreift sich, wenn sie vor denselben größeren Respekt haben, als vor jeder anderen Waffe.

Giebt man einem Eingeborenen für gut geleistete Dienste ein Geschenk über die verabredete Bezahlung hinaus, so starrt er den gutherzigen Geber verblüfft an und meldet seinen Genossen: Dies Herr haben dumm!

Rühmliche Ausnahmen von wirklicher Treue, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit giebt es gewiß unter den Malayen wie unter den Javanern, aber diese sind, in den Städten wenigstens, selten wie weiße Raben.

Ich lade Sie nun ein zu einer Wanderung durch ein malayisches oder javanisches Dorf, durch eine „Dessa". Schon aus weiter Ferne ist die Dessa zu erkennen, nicht an den Hütten und Stallungen — davon ist vorläufig noch nichts zu sehen, sondern an den herrlichen, in der Regel 40—80 Fuß hohen Bambusgebüschen, welche gleich riesigen Getreidegarben, fast jedes Dorf im Kreise einschließen. Bambus ist jedem Eingeborenen unentbehrlich! Wie der Reis das Hauptnahrungsmittel, so bietet der Bambus das wesentlichste Arbeitsmaterial dar. Die Hütten sind ganz aus Bambus, einem schilfartigen Gewächse, konstruiert: die Pfeiler, die Wände, die Fußböden, Decke, Thür und Treppe. Nur das Dach wird mit Palmenblättern belegt, zuweilen jedoch auch mit Bambusschindeln, sodaß das ganze Haus, bis auf die Nägel und Fesselstricke,



Bambus-Gebüsch.

lediglich aus Bambus besteht. Auch der sehr große Tisch, der zugleich Sitz und Bettstatt repräsentiert, ist Bambus.

Was außerdem noch aus Bambus angefertigt wird, mag hier beiläufig erwähnt sein: Brücken bis zu hundert Fuß Spannung, für Wagen befahrbar, werden von den Eingeborenen immer nur aus Bambusstäben hergestellt, ebenso Matten, Tragstöcke und Handstöcke; Leitern; Lanzen, Bogen und Pfeile; Stakete; Wasserleitungsrohre; allerlei Gefäße und Tröge, wie Töpfe, Wassereimer, Büchsen und Löffel; Käfige und Fischkästen; Stricke und Taue; Hüte und Fächer; Nadeln; Musikinstrumente; Feuerzeuge (ich habe gelernt, binnen drei Minuten aus einem trockenen Stück Bambus durch Reiben eine helle Flamme herauszuholen); Karrendeichseln, Federn, ja ganze Wagen; Grassensen und Messerscheiden; Fenstervorhänge und Portieren u. s. w.

Aus jeder Dessa ragen ferner hoch empor die mächtigen Laubbäume, wie Djati-, Feigen-, Waringin- und Mangabäume, Bananen und viele andere Nährpflanzen. Kein Land der Welt thut es Java gleich in Bezug auf schmackhafte und saftige Früchte, welche die gütige Natur dem Bewohner in den Mund wachsen läßt. Erstaunlich ist die Zahl der Kokospalmen. Ohne viel gedüngt zu werden, reift jede Kokospalme jährlich achtzig bis hundertzwanzig Nüsse, sodaß eine geringe Zahl dieser Gewächse genügt, eine ganze Familie jahraus jahrein mit dem Saft ihrer Früchte, der sogen. Kokosmilch, zu tränken, einer gesunden, für unsere an Genuß von Wein und Bier gewöhnten Gaumen freilich etwas flau schmeckenden, süßlichen, wasserhellen Flüssigkeit. Auch die Nußsubstanz ist genießbar, wohlschmeckend und zugleich von hohem Nährwerte, da sie viel Fett enthält. Aus der faserigen Hülle der Kokosnuß verstehen die Malayen Matten und Stricke zu verfertigen; erstere sind ja auch bei uns im Gebrauch.

Betreten wir nun einen der Wege, welche die Dessa durchziehen! Rechts und links begrenzen den Pfad in der Regel Bambusstakete, hinter denen die Hütten liegen, jede isoliert, im sogen. Garten stehend, d. h. einem geebneten Plane, auf welchem Kokospalmen und Paradiesfeigen (Bananen), gedeihen. Die Hütte ruht auf Pfählen und der Fußboden befindet sich in einigem Abstand über der feuchten Erde. Meistens birgt

die Hütte nur einen größeren Raum, vor welchem eine Art Veranda angebracht ist. Hier sitzen die Bewohner bei gutem Wetter mit untergeschlagenen Beinen auf der Matte, beschäftigt mit häuslichen Arbeiten, oder Betel kauend. Ihren Verdienst suchen sie außer dem Hause.

Der Malaye arbeitet nur so viel, als ihm für die Erhaltung seines Körpers notwendig erscheint, und das ist allerdings wenig genug. Bei einem täglichen Gewinn von vierzig Pfennigen kann ein Eingeborener schon zwei Frauen halten, um so mehr, da sowohl Frauen als Mädchen zum Verdienst auf dem Felde tüchtig herangezogen werden; denn jede Person braucht täglich nur für einige Pfennige Reis, für einen halben Pfennig getrockneten Fisch, für einen halben Pfennig Betel zum Kauen — das ist Alles. Für die Kinder weiblichen Geschlechts braucht der Erzeuger nicht lange zu sorgen, denn sie verheiraten sich früh und sind mit dem zwölften Jahre schon Mütter; die Knaben hingegen müssen sich ihr Brod selber verdienen. Und wenn eine Hütte zusammenfällt, was wohl öfter geschieht, da die weißen Ameisen auf Java alles Holzwerk von innen her zu Pulver zernagen, so ruft der Besitzer seine Nachbarn herbei, welche ihm eine neue Hütte im Laufe einiger Tage aufrichten helfen. Was schließlich die spärliche Kleidung betrifft, so verfertigen die Frauen diese zum großen Teile selber. Das Hauptkleidungsstück,



Malaye, eine junge Kokospalme besteigend.

bisweilen das einzige, der Sarong, ist ein Lappen Baumwollzeug, in der Regel einen Meter breit und zwei Meter lang, welcher um die Hüften gelegt und durch einen Gürtel, auch wohl nur durch Einschlagen der Zipfel, befestigt wird. Das Färben dieser Sarong's ist eine javanische Erfindung, wird aber längst auf ganz Java auch von den Malayinnen geübt, und da diese Arbeit, das „Bätiken", ganz originell ist, so will ich sie in der Kürze beschreiben.

Der über einen Stock gehängte baumwollene weiße Lappen wird aus freier Hand mit stilisierten Blumen, Ranken und Figuren mittels eines roten Stiftes überzeichnet. Soll nun der Sarong eine Grundfarbe bekommen, etwa blau, so werden alle Partien, welche diese Farbe nicht erhalten sollen, auf beiden Seiten mit einer Wachsschicht überzogen; darauf wird der ganze Sarong in blaue Farbflüssigkeit getaucht und, nachdem er durchgefärbt, getrocknet und vom Wachse befreit. Die vom Wachs bedeckt gewesenen Stellen erscheinen nun weiß auf blauem Grunde. Um weiter auch noch eine rote Farbe aufzutragen, müssen wieder alle Flächen, welche nicht rot erscheinen sollen, mit Wachs überdeckt werden, wonach der Sarong in ein Gefäß mit roter Flüssigkeit gebracht wird. Nach dem Trocknen wird wieder das Wachs abgekratzt, und so wiederholt sich der Prozeß für jede neue Farbe. Die Fertigstellung eines schöneren Sarong's erfordert viel Zeit, oft Wochen und Monate; dafür ist aber auch die Farbenwirkung eine weit brillantere als dies durch das Bedrucken der Stoffe zu erreichen wäre. Bei durchfallendem Lichte betrachtet, wetteifern gewisse Sarong's in ihrer Pracht mit dem edelsteinartigen Farbenschimmer alter bemalter Kirchenfenster.

Die Wege der Dessa sind immer belebt von spielenden, nackten oder symbolisch nur mit einer Hüftschnur bekleideten Kinder, die bei der Annäherung eines Weißen gewöhnlich schreiend davonlaufen, ferner von halbnackten malayischen Kuli's oder Lastträgern, welche den geschnittenen Reis in Büscheln zu den größeren Ortschaften bringen. Sehr häufig begegnet man auch Javanen zu Pferde. Fürsten und Regenten imponieren durch ihre stolze Haltung, während alle übrigen Eingeborenen beim Anblick eines einheimischen Höheren oder auch eines jeden Europäers sofort auf den Boden niederhocken, den Rücken gegen die Respektsperson

gewendet. So will es der Anstand. Redet man einen Eingeborenen an und erteilt ihm Aufträge, so legt er von Zeit zu Zeit, als Zeichen



Javaner, mit dem Sarong bekleidet.

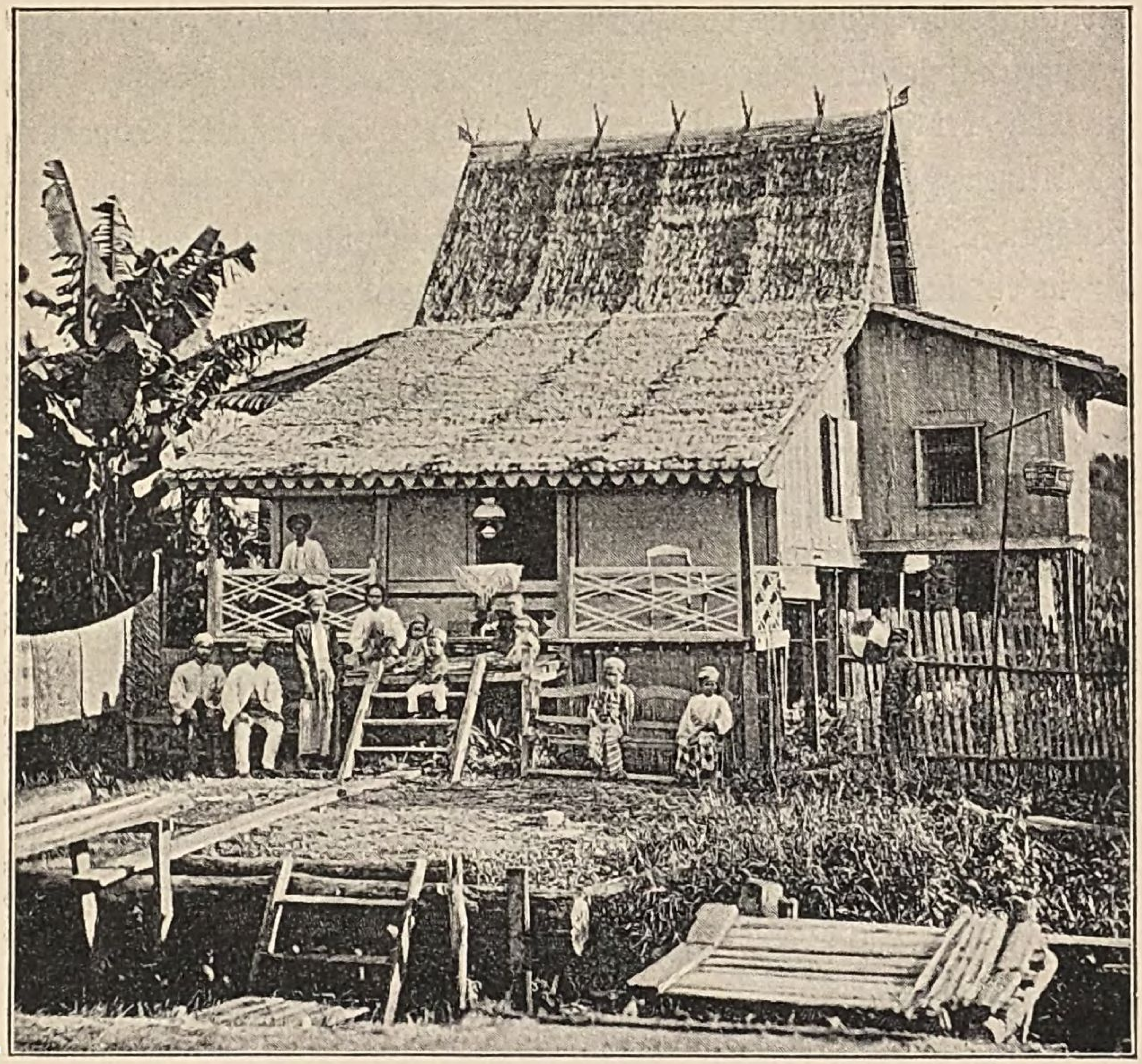
daß er verstanden habe, die Hände flach gegen einander und bringt in rascher Bewegung die Daumen für einen kurzen Moment dicht unter die Nasenwurzel.

Wir betreten nun das Haus eines Dessa-Hauptes. Auf den Stufen der Veranda hocken einige Bediente, die bei unserem Nahen sich erheben und mit geknickten Knieen unsere Visitenkarte mit der rechten Hand in Empfang nehmen, indem sie zugleich mit der Linken den Ellenbogen ihres rechten Armes berühren. Der Eigentümer tritt heraus und nötigt uns in der Vorhalle zum Sitzen; in das Innere eines solchen Hauses kommt ein Fremder nicht leicht. Da es als ein Zeichen feinen Benehmens betrachtet wird, möglichst wenig mit den Untergebenen zu sprechen, sondern sie wie Hunde auf einen Wink apportieren zu lassen, so bewegt unser Gastherr nur den Finger, und einer der Bedienten schleicht, geräuschlos wie eine Katze, mit gebeugtem Körper fort und bringt, auf den Knieen rutschend, eine große kupferne Vase herbei welche der Hausherr zwischen uns stellt. Das ist der unentbehrliche Spucknapf, wie er beim Sirih- oder Betelkauen benutzt wird. Alle Javaner und Malayen, Männer wie Frauen, kauen nämlich fast den ganzen Tag auf einem wallnuß-großen Bissen herum, welcher aus Betel-Nuß (die Frucht der eleganten Areca-Palme), Sirihblättern, Gambir, Tabak und Kreide zusammengeknetet ist. Der Speichel und auch die ganze Mundhöhle und die Lippen werden durch den Sirihbissen hellscharlach rot gefärbt, die Zähne hingegen werden schwarz. Erregt nun schon dieser unnatürlich gefärbte Mund unser Mißfallen, so wird dies noch erhöht durch das unaufhörliche Spucken.

Ein kurzes Gespräch schon belehrt uns, daß es mit der Bildung selbst der wohlhabenden Malayen etwas zweifelhaft bestellt ist. Zwar habe ich javanische Prinzen kennen gelernt, welche nicht nur europäische Manieren angenommen hatten, sondern sogar englisch, französisch und deutsch sprachen, aber in der Regel interessiert sich der Eingeborene nur für seine nächste Umgebung und seine Gedanken schweifen nicht in die Ferne, wie folgendes Erlebnis zeigen möge.

Ein javanischer Prinz fragte mich im Laufe der in malayischer Sprache geführten Unterhaltung, ob ich schon andere Länder bereist hätte. — „Ja wohl, Amerika!“ — „„Wo liegt Merika?““ — „Wenn wir zu Schiffe steigen und immer westwärts fahren, so kommen wir zuerst nach Asien, dann nach Afrika, Europa und endlich um die Erde

herum nach Amerika. Amerika liegt ungefähr unter unseren Füßen!" — „„Wie? unter unseren Füßen?"" — „Wohl, mein Prinz, die Erde ist doch eine Kugel!" — „„Kugel? Sa-y-a! Wer ist König von Merika!"" — „In Merika giebt es mehrere Könige, deren Namen ich jedoch ebensowenig kenne, wie Eure Erlauchtheit." — „„Saya, Saya!""



Hütte eines Dorfoberhauptes.

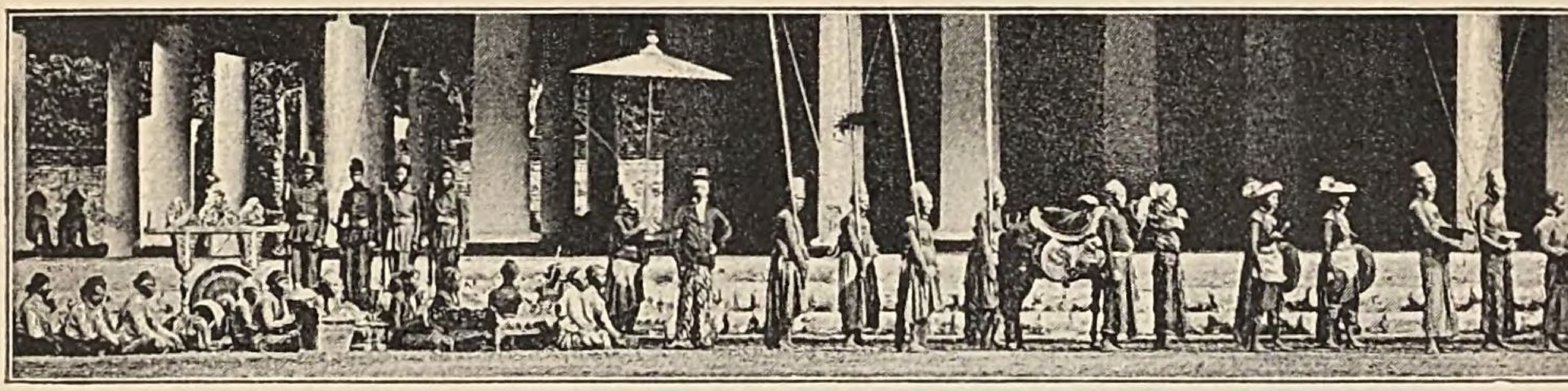
Wir nehmen Abschied von unserem Dorfhaupte. Er giebt vielleicht seiner Achtung vor dem weißen Manne, dem „Orang blanda", dadurch Ausdruck, daß er uns ein glückbringendes Steinchen oder ein Pantherfell, auch wohl gar einen Kris schenkt und schließlich seinen ungeheuren vergoldeten Paradesonnenschirm über unseren Köpfen ausbreiten läßt, das Emblem seiner eigenen Würde, welches unfehlbar ihm nachgetragen

wird, sobald er das Haus verläßt, sei es bei Tag oder Nacht, in Regen und Sonnenschein, zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen.

Wir treten hinaus auf den von dichten Zuckerpalmen und riesenblättrigen Djati-Bäumen beschatteten Weg. Die Sonne, welche mittags hoch im Norden stand, neigt sich bereits zum Untergange: da empfängt uns ein eigentümliches Konzert. Zahllose Cicaden lassen ihre zischenden und knarrenden Locktöne vernehmen, dazwischen klingt das Geschrei der Papageien und der abgebrochene Gesang anderer tropischer Vögel; in der Nähe der Hütten vernehmen wir auch wohl das küssende Schnalzen der kleinen Hauseidechsen oder den sonderbaren, überlauten Ruf der Gecko-Eidechse, welcher nach mehrfacher Wiederholung des Wortes „Toké“ in ein heiseres, drolliges Geknurr ausklingt.

Dann trifft unser Ohr aus der Ferne eine wunderbare Musik, wie Glockenklingen und Harfenton, wie Orgelstimmen und Geigensingen. Wir erkennen keinen festen Rhythmus, wir unterscheiden keine bestimmte Weise; es ist ein wechselndes Schweben und Wiegen von weichen Tönen, bald hell, bald dumpf; ein melodisches, rätselhaftes Klingen. Das sind nicht *unsere* Töne, nicht *unsere* Tonintervalle, das sind auch nicht unsere *Tonarten*, das ist etwas ganz Anderes, ganz Neues.

Diese melancholische Musik rührt her vom Gamelang, einem Komplex von 10 bis 25 verschiedenen Schlag- und Streichinstrumenten, die auf das allerfeinste abgestimmt sind. Die Grundstimmung wird durch schalen- oder topfförmige Messingglocken gegeben, die man mit einem weichen Klöppel anschlägt. Ein vollständiger Gamelang umfaßt 4 bis 5 Dutzend solcher Glocken; es gilt für eine große Kunst, dieselben anzufertigen, denn der Ton soll ruhig erklingen und die Obertöne müssen mit den Grundtönen entweder der fünf-, oder aber der siebentönigen Oktave zusammenfallen. — Um diese hellen Glockenklänge schwirren fortwährend die flötenweichen kurzen Töne der Schlaginstrumente aus Holz, während die singenden, vibrierenden Töne der mit zwei Metallsaiten bespannten geigenartigen Instrumente der Musik den ruhigen Halt verleihen und die puffenden Geräusche der Handtrommel sowie der Schall der Becken hie und da den wechselnden Rhythmus markieren. Der auf der letzten Pariser Weltausstellung bewunderte Gamelang gab nur eine



Feierlicher Ausgang eines javanischen Edeln.
Links der Gamelang.

sehr unvollständige Vorstellung von der musikalischen Wirkung eines guten javanischen Orchesters, da die Instrumente weder vollzählig noch rein gestimmt waren, und die Musiker nicht zu den geschickteren gehörten.

Die Wirkung dieser Musik, zumal aus einiger Entfernung, ist überraschend reizvoll. Aber mehr noch als die Musik frappiert uns der sie begleitende Tanz. Eine schlanke, zartgliedrige Javanerin, goldgelb von Hautfarbe, den Oberkörper bis zur Brust entblößt, und den Leib in einen engen Sarong gehüllt, Arme, Hals und Brust mit Silber- und Edelsteinschmuck bedeckt, wiegt und schmiegt und reckt sich, hüpft und schreitet nach dem Takte, dabei fortwährend singend und mit einem langen weichen Shwale spielend. Sind auch die Bewegungen oft allzu eckig, verdreht und unnatürlich, so erfreuen wir uns doch an der Gelenkigkeit der Arme und des Nackens, und an der feinen Gliederung des elastischen Körpers. Leider singen die Javaner, wie überhaupt fast alle unzivilisierten Völker, durch die Nase.

Doch dieser „Straßengamelang" mit seiner „Straßentänzerin" ist nur ein Schattenbild von den pompösen Vorstellungen, welche man in den Fürstenlanden, in Djokjokarta und Surakarta beim javanischen Kaiser oder anderen inländischen Fürsten sehen kann, und wie auch ich Gelegenheit hatte zu beobachten. Nach der vollen Musik eines vortrefflichen Gamelang werden hier ganze historische Opern aufgeführt, bei denen der Tanz, gewöhnlich aufgeführt von vielen Personen zugleich, die alle vollkommen identische Bewegungen machen wie aufgezogene Drahtpuppen, die Hauptrolle spielt. Der Inhalt dieser bisweilen acht Abende dauernden Opern ist den Erzählungen der asiatischen Indier

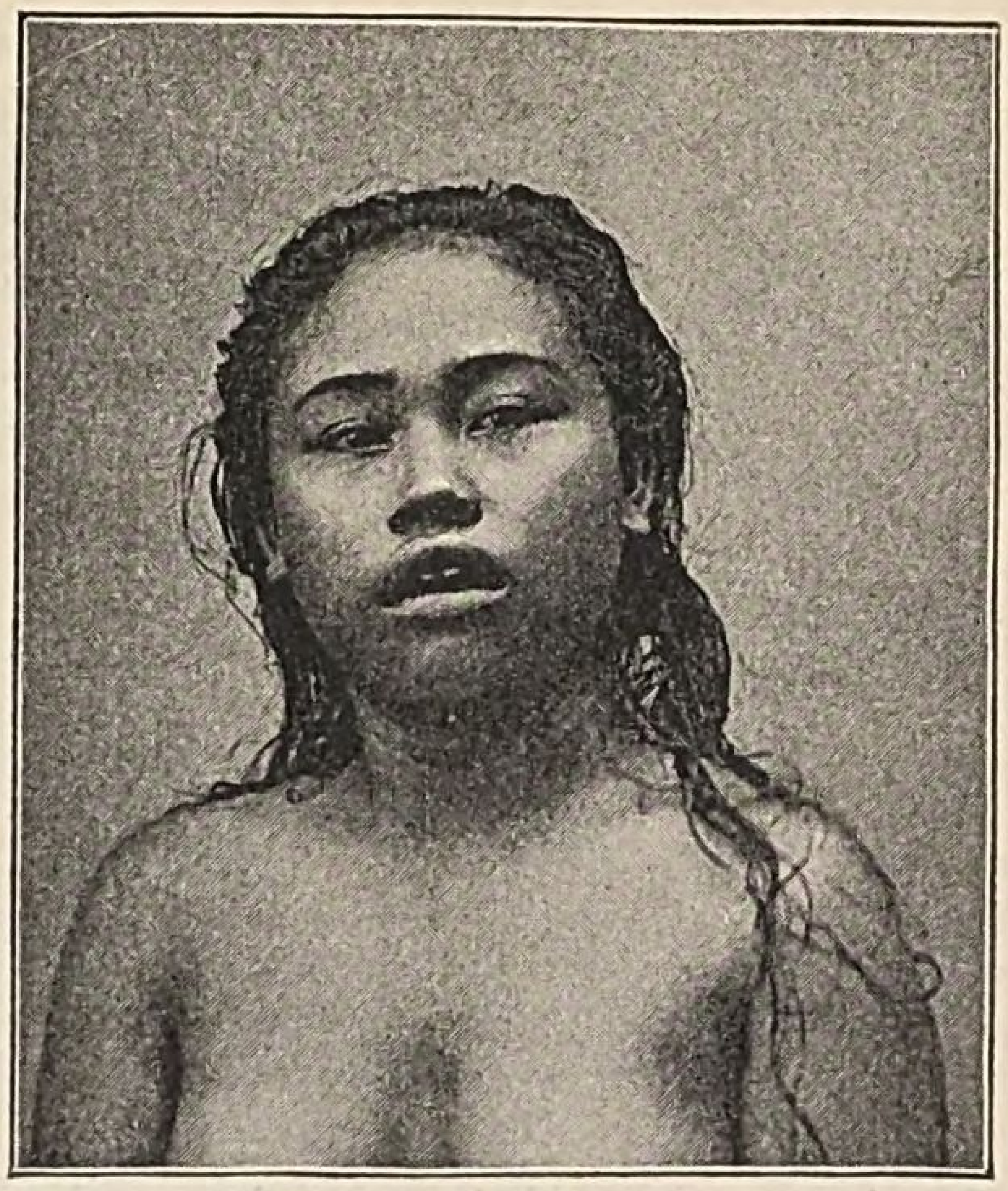
entnommen, welche einst in Java eindrangen, um nicht nur die Lehre Buddha's sondern auch arische Kunst hier einzuführen, wie dies vor Allem der, von Reliefs, Nischen, Tempelhäuschen und Statuen strotzende überaus prächtige Riesentempel bei Djokjokarta, der Boro-Budur, beweist. Wie die Sage geht, vermischten sich damals die Arier mit der javanischen Rasse, gingen in ihr auf und veredelten sie. Dieser Erzählung ist man geneigt Glauben zu schenken, wenn man die lieblichen Gestalten, die ausdrucksvollen Gesichtszüge und die hellgoldige Hautfarbe der javanischen Vornehmen in den Fürstenlanden betrachtet.


Malayisches Kind.

Sobald die Nacht hereingebrochen, beginnt es in den Gebüschen und Bäumen der Dessa zu glitzern von Myriaden kleiner Leuchtinsekten, deren intermittierendes grünes oder violettes Licht weithin schimmert. Auch dicht über der Erde bewegen sich eine Menge Lichter: das sind aber Laternen der Eingeborenen! Jeder Malaye und Javaner ist nämlich durch das holländische Gesetz verpflichtet, nach Sonnenuntergang ein brennendes Licht mit sich zu führen, um seine Gegenwart anzuzeigen; Nichtachtung dieser Vorschrift wird mit schwerer Geldbuße geahndet.

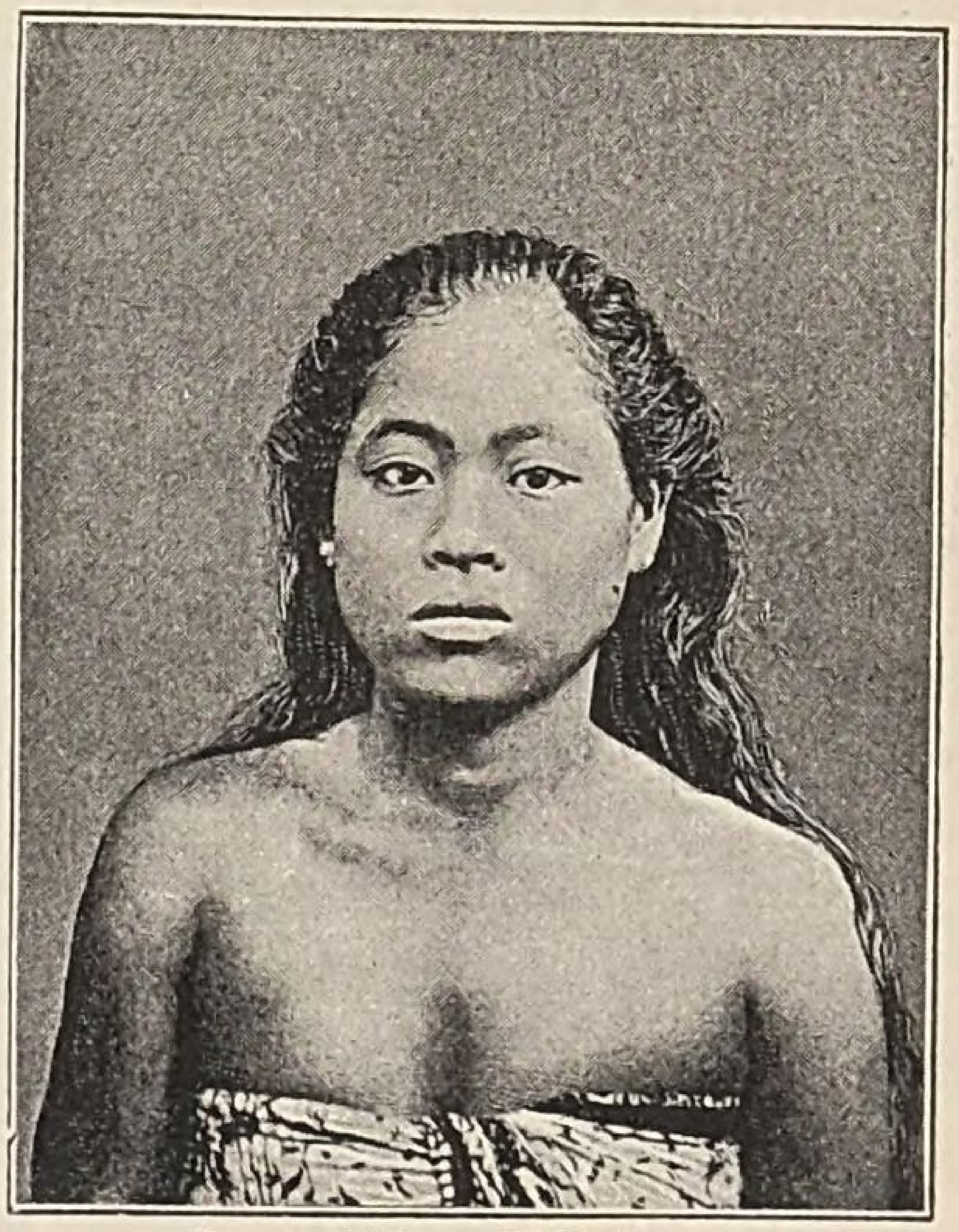
Plötzlich werden wir in der Dunkelheit angerufen. „Rrdaa“, ruft laut die Stimme eines Malayen vor einem Wächterhäuschen. Dieser Anruf ist entstanden aus der Verkürzung des deutschen Wortes „Werda“, und soll dem Europäer nur anzeigen, daß die Nachtwache, welche abwechselnd von den einzelnen Dorfbewohnern übernommen wird, richtig am Platze ist. In dem Wächterhäuschen befindet sich auch eine Glocke zum Angeben der Stunden, richtiger gesagt

ein riesiger ausgehöhlter Baumstamm, welcher durch Anschlagen einen sehr lauten dröhnenden Ton giebt. Wenn es im Dorfe brennt, oder wenn ein Javaner, was bisweilen vorkommt, rabiat geworden ist und besinnungslos mit gezücktem Kris durch die Straßen läuft, um Jeden niederzustechen, der ihm in den Weg kommt, so wird die Holzglocke mit einer Keule unaufhörlich bearbeitet, was einen entsetzlichen Lärm verursacht.



Malayisches Mädchen.

Wir dürfen die Dessa nicht verlassen, ohne jener zudringlichen, materialistischen Menschen zu gedenken, welche uns schier überall begegnen, auf Java das kleine und große Geschäft an sich reißen, für Gelderwerb mit dem schlechtesten Unterkommen fürlieb nehmen, jedem Klima und jeder Lebenslage sich anpassen, die aber doch niemals ihre Nationalität verläugnen und selbst die äußeren Abzeichen derselben treu beibehalten — ich meine die bezopften Chinesen, wie man sie in Indien kennen lernt. Diese schlauen, verschmitzten Söhne des himmlischen Reiches, mit ihrer verblüffenden Nichtachtung der Begriffe Mein und Dein, haben sich über einen großen Teil Indiens ausgebreitet. Die holländische Regierung hat ihnen auf Java überall bestimmte Plätze angewiesen, außerhalb deren sie nicht wohnen dürfen, aber in den meisten größeren Ortschaften findet sich ein Kampong China, d. h. Chinesenviertel, wo sich Verkaufsladen an Werkstätte reiht; und wo immer man eine Hand=



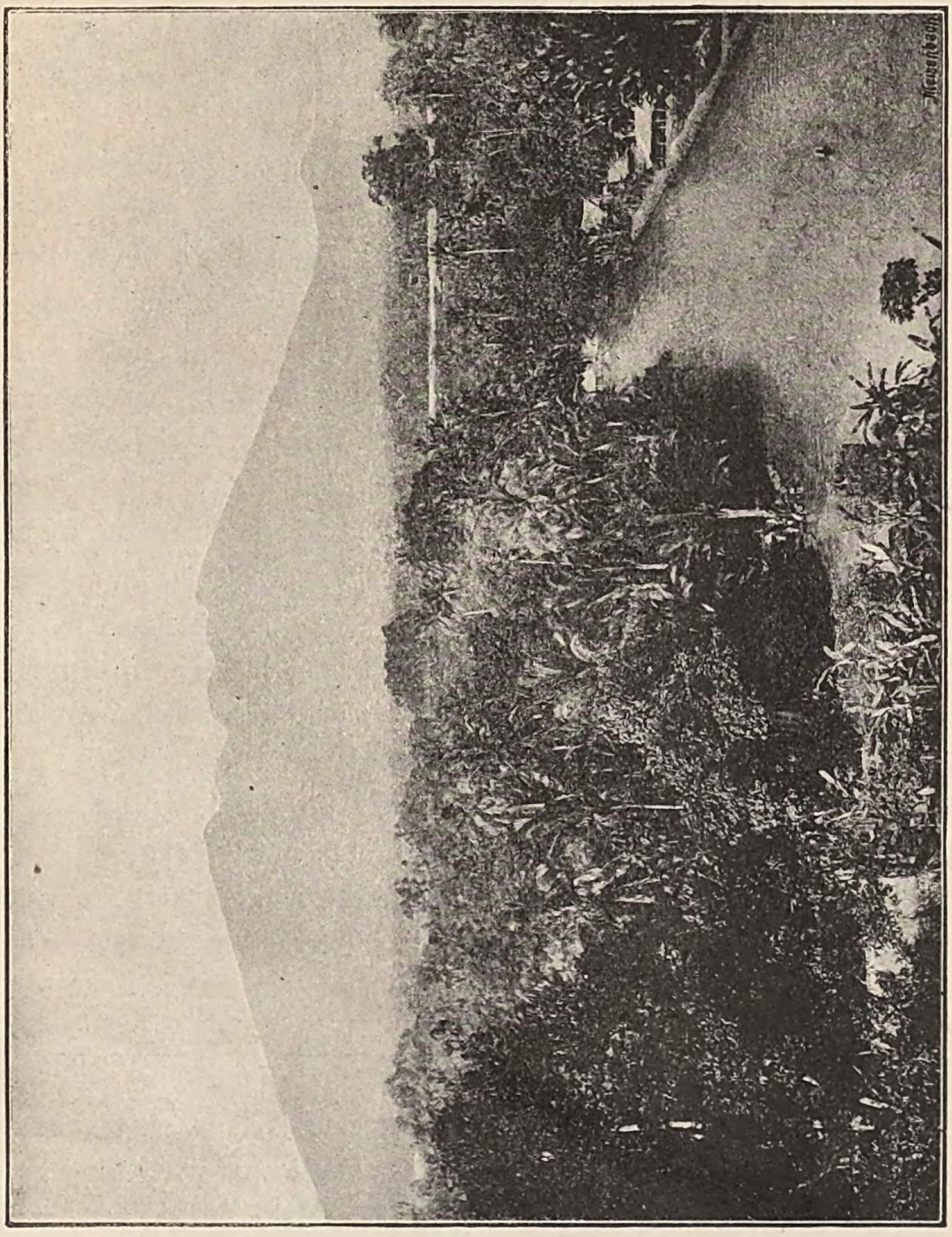
Javanisches Mädchen.

arbeit irgend welcher Art ausgeführt haben will, bleibt nichts übrig als sich an „den Chinesen" zu wenden, der sich mit unermüdlichem Eifer zum keuchenden Sklaven „des Geschäfts" macht; denn weder Malaye noch Javane versteht sich auf europäisches Handwerk. Leider hat es der Chinese auch verstanden, durch Handlungen verwerflicher Art, wie Bestechung, Gewöhnung an das entnervende Opium u. s. w. den indolenten Eingeborenen in seine Gewalt zu bekommen und erbarmungslos auszubeuten.

Abgesehen von diesen und einigen anderen Mißständen muß das holländische Regiment auf Java jedem Reisenden als eine zweckmäßige, vernünftige und humane, für den unzivilisierten Inländer in vielen Beziehungen sogar segensreiche Verwaltung erscheinen. Man läßt dem Eingebornen seine Sprache, seinen Glauben (falls er solchen hat) und sogar seine eigene Verwaltung, soweit dies nur mit den allgemeinen Regierungsprinzipien vereinbar ist. Dennoch herrscht überall Ordnung, denn das Prestige weiß der Holländer allerorts mit Nachdruck zu wahren. Sentimentale Seelen haben den Versuch gemacht, den Javaner wider seinen Willen zur Bildung heranzuziehen, die lenkenden Zügel schlaffer zu halten und die allerchristlichste der Christenlehren „Liebet Eure Feinde" zur praktischen Durchführung zu bringen; Aufstände, deren Bekämpfung auf Sumatra in den letzten fünfzehn Jahren über 250 Millionen Gulden verschlungen hat und welche noch lange nicht unterdrückt sind, waren die fast notwendige Folge davon.

Scheelen Auges blickte wohl schon mancher Deutsche auf diese herrlichen Kolonieen des Ostens, einen Besitz, wie ihn auch die Deutschen sich jetzt ersehnen, jetzt, wo sie die Macht hätten ihn sich zu erhalten, wo aber die Teilung der Erde so gut wie vollzogen ist. Besäßen wir indessen wirklich derartige Kolonieen seit Jahrhunderten, so wäre der deutsche Michel wohl etwas früher mobil geworden und zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen. Aber hätte dabei nicht auch unsere nationale Eigenart, unsere stille, unverdrossene Arbeitsfreudigkeit und unser beglückender Idealismus beeinträchtigt werden müssen durch die materiellen Interessen, welche der Besitz tropischer Kolonieen unvermeidlich mit sich brachte?

Doch ich lasse diese Frage und will hier nur die eine Thatsache hervorheben, daß der „weiße Mann“ für das feuchte tropische Klima



Blick aus meinem Fenster des Hotel Belle-vue in Buitenzorg.
Im Hintergrunde der Vulkan Salak.

nicht taugt. Nicht etwa, daß Alle in der heißen Zone angesiedelten Europäer erkranken müßten; ich habe viele Holländer kennen lernen, welche Dezennien lang auf Java wohnten ohne jemals krank gewesen zu

sein. Aber zweifellos ist, daß allmählich eine gewisse Indolenz sich der Seele bemächtigt, daß die Arbeitskraft beschränkt wird, weil die körperliche und geistige Frische auf die Dauer abnimmt. Giebt es doch auf Java keine dort angesiedelte europäische Familie, welche nicht spätestens in der dritten Generation ohne Nachkommen geblieben und ausgestorben wäre!

Der Grund dieses schädigenden Einflusses auf die Konstitution des Nordländers ist vor Allem in der hohen Temperatur und in dem eminenten Feuchtigkeitsgehalte der Luft zu suchen, welche beide die normalen Funktionen der Organe beeinträchtigen. Das fällt sofort jedem Reisenden auf, welcher diese Insel betritt.

Als ich am Tage meiner Ankunft in Batavia das Zimmer eines gut eingerichteten Hotels betrat, fühlte ich mich durch die Hitze ein wenig erschlafft und verschob daher das Auspacken meiner Koffer auf die Zeit der erfrischenden Abendkühle. Aber diese trat nicht ein; denn bei Tag und bei Nacht und in allen Jahreszeiten bleibt die Luftwärme nahezu die gleiche, und das Thermometer schwankt stets nur zwischen wenigen Graden Reaumur. So begann ich denn meine Koffer zu leeren. Die erste erfreuliche Reflexion, welche ich anstellte, war diejenige über den Nutzen der Augenbrauen. Diese haben nämlich den Zweck, die Schweißperlen, wenn solche stromweis über die Stirne rinnen, aufzufangen und abtropfen zu lassen, bevor sie sich in die Augen ergießen können. — Da die Luft überall mit Wasserdampf gesättigt ist, so tritt beim Transpirieren auch nicht das angenehme Gefühl der Hautkühle auf, weil die Feuchtigkeit von der Luft nicht mehr aufgenommen werden kann und daher nicht verdunstet. Und nun erst das Nachtlager! Zwar befindet sich in jedem Zimmer ein offenes, unverschließbares, großes Fensterloch, aber dennoch scheint die Hitze anfänglich kaum zu ertragen; denn jedes Bett muß mit einem dichten Tüllschleier umgeben sein, um die lästigen Moskiten abzuhalten. Laken zum Zudecken sind selbstverständlich unnötig und darum auch nirgends vorhanden.

Nach dreimonatlicher, heißer Arbeit in West- und Mitteljava, und nachdem ich mehrere Male tüchtig vom Fieber durchgeschüttelt war, beschloß ich eine vierzehntägige Erholungstour auf einen der Vulkane zu

unternehmen; ich wählte dazu die höchste Berggruppe Java's, den Tengger, mit seinem fast 12,000 Fuß hohen Smeru. Um dahin zu gelangen, mußte ich freilich 28 Stunden zur See und 20 Stunden auf der Eisenbahn fahren; aber da ich mir auch wissenschaftliche Ausbeute von dieser Exkursion versprach, so scheute ich die Reise nicht.

Am nördlichen Abhange des Tenger, fast 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, liegt das Dörflein Tosári; dies wählte ich zum Ausgangspunkte meiner Touren.



Tänzerin am Kaiserhof in Djokjokarta.
Ihr Silberschmuck reich mit Edelsteinen verziert.

Der ganze Tengger ist ein direkt aus dem Flachlande sich erhebender, mehrere Quadratmeilen bedeckender riesiger Vulkan, mit mehreren Kratern. Der Weg aufwärts führt anfangs meilenweit durch Reisfelder, Plantagen von Zuckerrohr, durch Bestände von Kokospalmen, Bananen und prachtvollen Laubbäumen. Weiter hinauf ritt ich wohl eine halbe Stunde lang durch verlassene Kaffeeplantagen, die sich aber schon zu einem dichten Walde umgestaltet hatten, und in der Höhe von 5000 Fuß traf ich heimatlich anmutende Gemüsegärten, in denen die schmackhaftesten europäischen Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Spargel und Erdbeeren das ganze Jahr hindurch gedeihen. Vereinzelte gigantische Akazien, Casuarinen und Baumfarren beleben das freundliche Bild und wahren zugleich den Charakter der Tropenvegetation. In Tosari angekommen, öffnete sich plötzlich der Blick auf die ausgedehnte mit Reis-

feldern bedeckte Ebene, auf die ferne Stadt Surabaya mit ihrem Hafen, auf das weite, endlose Meer und rechts auf die im Dunste verschwimmende Insel Madura. Seitlich schlossen das Bild mächtige Vulkane, von denen der Ardjuno eine ähnliche Silhouette aufweist wie der Pilatus bei Luzern, nur viel grandioser im Aufbau und in den Linien.

Nachdem ich mich am Schauen dieses wundervollen Landschaftsbildes eine Weile ergötzt, überkam mich plötzlich ein Gefühl, von dem ich mir anfangs keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ich empfand das Bedürfniß meine Glieder zu recken und mich zu bewegen, die Zähne klapperten mir — da hatt' ich's gefunden: mich f r o r! Rasch nahm ich meinen Thermometer zur Hand, er zeigte nur 16 Grad Reaumur. Eine so niedrige Temperatur hatte ich freilich lange nicht erlebt. In raschem Gange, endlich im Laufschritt ereilte ich eine nahe Anhöhe, lief wieder zurück, und fand mich noch nicht in Schweiß gebadet! Das langentbehrte Gefühl der frischen Kälte, des gesunden Frierens, versetzte mich geradezu in Entzücken; die körperliche Bewegung ermattete nicht, sondern that wohl und erzeugte wieder das köstliche Bewußtsein der Kraftleistung. Hier durfte ich wieder laufen, essen und trinken was mir beliebte, und brauchte mich nicht ängstlich zu fragen, ob der reichliche Genuß von dieser oder jener Frucht nicht schädliche Folgen haben, etwa gar Dyssenterie und Fieber hervorrufen könnte. Bis in die Nacht hinein saß ich vor dem Logierhause, ließ mich einmal tüchtig durchfrieren und erfreute mich an der Pracht der südlichen Sterne, die so groß herniederschauten und so sanft blinzelten, wie freundliche Menschenaugen.

Gleich am andern Morgen vor Sonnenaufgang saß ich wieder zu Pferd, und trat die Exkursion auf den Krater an, dessen Rand nach vierstündigem Ritte erreicht war. Welch ein Schauspiel! Vor meinem Blicke lag, tausend Fuß tiefer, eine glatte graue Fläche von Aschensand ausgebreitet mehr als eine Quadratmeile an Ausdehnung, der alte Krater mit seinen schroffen, jähen Wänden, und inmitten dieser Ebene vier Vulkankegel, von denen drei erloschen sind, nämlich der Batok, Segorowedi und Widodáren, während der vierte unter Getöse grauliche Rauchwolken ausstieß. Dieser war mein nächstes Reiseziel, der Bromo oder eigentlich Brahma, nach dem indischen Gotte so benannt. Der Berg ist den

Eingeborenen heilig, und alljährlich werden von den gläubigen Pilgern Opfergaben, Eßwaren und Früchte, in seinen achthundert Fuß tiefen Rachen hinabgeschleudert. Vor Allem sind es die Bewohner von Tosari, welche den Bromo anbeten, — die einzige arische oder Hindu-Gemeinde auf Java, welche ihr Blut rein erhalten hat, indem sie sich einst den Verfolgungen der Javaner durch die Flucht in dies Gebirge entzog!

Nachdem ich den äußeren Kraterrand hinuntergestiegen (mein Pferd wurde von einem Kuli geführt und zeigte sich noch geschickter im Klettern als ich), durchritt ich die „Sandsee" und erstieg des brüllenden Bromo Kraterrand, der zwar nur einige Fuß breit ist und steil abfällt, aber dennoch ohne Gefahr begangen werden kann, da die lockere Asche durch die ausströmenden Dämpfe zu einer Kruste versteift ist. Schwindelfrei muß man allerdings sein.

In der Tiefe des Kessels gewahrt man die beiden schwarzen Schlünde, aus denen mit stöhnendem Gebrause die Säuredämpfe sich herausringeln. Gen Süden, Alles überragend, schaut der Smeru zwischen Wolken hervor, welche er selber ausgestoßen hat. Seit siebenzig Jahren oder länger schon speit nämlich dieser Prachtvulkan tagtäglich 50 bis 100 dicke Aschen- und Dampfwolken aus, welche sich über das ganze Tenggergebirge ausbreiten, bis der Wind sie von dannen trägt. Ganz wolkenlos erscheint daher der Himmel fast niemals hier. Das periodische Aufsteigen der Rauchsäulen ist den Umwohnenden ein beruhigendes Zeichen daß das Ventil offen ist: hy rookt zyn' pyp! er raucht sein Pfeifchen, sagt der Holländer scherzweis. Verstopft sich aber ein Mal das Gebläse, wie unlängst vor zwei Jahren, so schüttet der Smeru nach kurzer Pause ungeheure Massen von kochendem Schlamm über die Landschaft aus, Plantagen, Wohnstätten und Menschen begrabend.

Ich will meine Exkursion nicht weiter beschreiben, sondern lieber noch eines anderen interessanten Ausfluges Erwähnung thun, zu welchem von der holländischen Regierung ein Küstendampfer auf vier Tage kostenlos zur Verfügung gestellt war.

Sie Alle werden sich noch erinnern, daß vor sechs und einem halben Jahre die Sonne bei uns wochenlang in rötlichem, später in

bläulichem Glanze schien. Doch die Sonne selbst hatte sich nicht verändert; es waren vielmehr in der Luft schwebende Aschenteilchen, welche ihr Licht trübten. Diese Asche war vom Krakatau ausgespieen, einem Inselvulkane zwischen Java und Sumatra gelegen. Nachdem der Wind diese Aschenmassen bis zu uns herübergebracht, waren sie schon zu einem dünnen Flor zerstoben; aber Java, ein Teil Sumátras und Bórneo's waren während des Ausbruchs durch eine ungeheure schwarze Aschenwolke in tiefe Nacht gehüllt, und vierzigtausend Menschen haben in den sich aufstauenden Meeresfluten ihren Tod gefunden. Auf der Insel Krakatau selbst war damals durch die hundert Fuß hohen Auflagerungen von glühenden Bomben und Bimsteinen alles pflanzliche und tierische Leben zerstört worden; aber schon nach fünf Jahren erschien die Insel wieder als ein grünendes Eiland. Unter dem Schatten eines zwanzig Zentimeter dicken Baumes, einer Casuarine, zwischen doppelt mannshohen Kokospalmen und Gestrüpp fand ich hier zu meinem Erstaunen auch bereits wieder ein reges tierisches Leben vor: Spinnen, Fliegen, Wanzen, Käfer und Schmetterlinge, selbst Eidechsen von achzig Zentimeter Länge belebten das friedliche Bild. All diese Pflanzen und Tiere sind durch den Wind und durch das Wasser von Sumatra und Java hieher geführt worden, um binnen wenigen Jahren eine untergegangene Welt wieder zu ersetzen!

Der Abschied von Java wurde mir nicht allzu schwer, denn ich fühlte mich ziemlich erschlafft. Aber ich wußte, daß diese Abspannung nicht ausschließlich durch die sengenden Strahlen einer scheitelrechten Sonne und die beklemmende Feuchtigkeit der Luft, noch durch die körperliche Anstrengung hervorgerufen war. Ich wandte der Smaragdinsel mit all ihrem prangenden Pflanzenschmucke, ihren Urwäldern, ihren Feigen-, Waringin- und Palmenhainen, mit ihren imposanten Vulkanen vielmehr auch deshalb leichten Herzens den Rücken, weil ich eine geistige Leere verspürte, über welche mir weder die Erinnerung an die freundschaftliche, herzliche Aufnahme hinweghelfen konnte, welche ich überall auf Java gefunden, noch die Freude an den errungenen wissenschaftlichen

Resultaten: Java's Bevölkerung bleibt uns fremd, stößt uns ab, und von ihrem Denken und Empfinden führt kein verknüpfendes Band zum Geiste des Europäers!

Empfindungen ganz anderer Art erweckt eine Reise durch Vorderindien, Dekkan und Hindostan. Diese endlose Ebene ist im großen Ganzen nichts als eine öde Steppe und giebt unserm Natursinn nur



Gräberfeld in Golkonda.
Im Vordergrunde ein gelehrter Hindu (Sakuntala's Lehrer).

geringe Befriedigung; aber dafür strahlt aus den sonnig-heiteren Gefilden Hindostan's ein leuchtender Glanz in unsere Seele, der selbst in der Erinnerung noch unser Herz zu heller Freude auflodern läßt. Auf Schritt und Tritt begegnen wir hier den glänzenden Zeugnissen einer Kultur, die der unsrigen verwandt ist und die in mehr als einer Beziehung die eigene Geschichte uns vor die Seele spiegelt. Hier wohnen unsere arischen Brüder!

Die erste Stadt Vorderindiens, welche ich betrat, erscheint mir noch heute als die merkwürdigste und fremdartigste: *Madura* im Lande

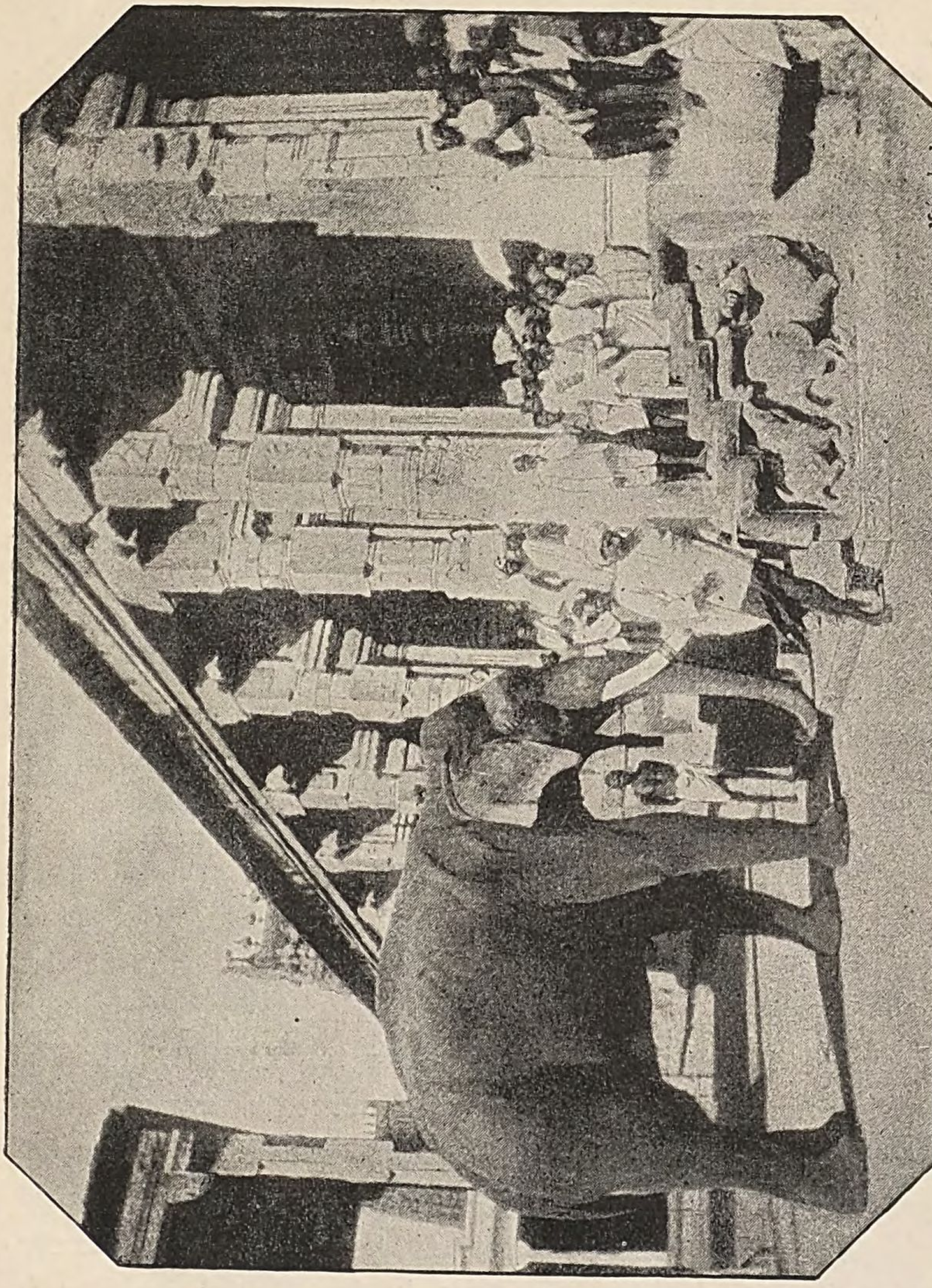


Aus den Tempelhöfen in Madura.

der Tamil's. Wie soll ich von dieser Bilderstadt und ihren Bewohnern in kurzen Worten eine Vorstellung geben?

Die Tamil's (Dravida's) haben durchweg eine ganz dunkle, tief chokoladengraue bis schwarze Hautfarbe. Die Männer sind schlank und

auffallend kräftig von Statur, bebärtet, außerordentlich lebhaft in ihren Gestikulationen und Reden, mit stolzem, oft finsterem und bösartigem



Aus den Tempelhöfen in Madura.

Ausdruck im Gesichte, wie sie eben die Geschichte als erbarmungslose Eroberer Ceylon's vor mehr als tausend Jahren schildert. Sie tragen um ihren Körper malerisch verschlungen zwei dünne, weiche Baumwoll-

stücke, welche die Haut durchschimmern lassen. Die Frauen und Mädchen sind oft recht hübsch, meist von stolzer Erscheinung und von üppigem Gliederbau, zuweilen sogar mit dem Gesichtstypus der Römerinnen; Ohren und Nasenflügel schmücken sie mit großen glänzenden Metallringen, und ihr Haar, ihre Füße und Arme beladen sie mit dickem schweren Schmuck aus Glas, Bronze, Silber oder Gold. Ich darf jedoch nicht versäumen beizufügen, daß man auf der Straße auch einzelnen Gesichtern begegnet von wahrhaft erschreckender Scheußlichkeit und Wildheit.

Indem wir eine der Hauptstraßen dieser bewegten Stadt durchschreiten und uns ergötzen an dem bunten, seltsamen Treiben, an den weißgestrichenen arabischen Häuschen mit flachen Dächern und derbem, aber stilvollem Holzschnitzwerk, wird unser Blick gefesselt durch einen gewaltigen hohen Turm — im Profil an den Eiffelturm der Pariser Weltausstellung erinnernd, aber nicht ein nacktes Skelett, dem man die Rippen im Leibe zählt, auch nicht erbaut in jenen starkgebogenen, unten übermäßig ausladenden und nach oben ermattenden, kühl konstruierten Häßlichkeitslinien, sondern vielmehr ein sanft verjüngter Turm von weicher Schwingung der Seitenwände, von oben bis unten mit tausenden, in Reihen stehenden bunten Riesenfiguren geschmückt, und auf der Zinne mit Vasen und zwei gigantischen Flügeldrachen gekrönt. — Hinauf! Unter Fackelbeleuchtung erstieg ich die innere Treppe, und als ich endlich die Zinne erreicht hatte und auf der schwindelnden Höhe an den Krallen des Drachen festgeklammert (einen anderen Halt gab's auf dem gewölbten Dache nicht) den Blick umherschweifen ließ, da faßte mich Staunen und Bewunderung. Vier solcher Tempeltürme, alle gleich in Form aber verschieden in Dekoration, flankieren einen quadratischen Tempelhof von mehreren hundert Metern Breitseite, und in diesem Hofe stehen Komplexe von Tempeln und Säulengängen mit kleineren gleichartigen Türmen und vergoldeten Kuppeldächern — eine Sondertempelstadt inmitten der Stadt. Versunken in den Anblick verspürte ich plötzlich ein leises Rauschen in der Luft; mit ausgebreiteten Schwingen flog dicht über meinem Kopfe ein Adler hin, das Eigenartige des Eindrucks noch verschärfend.

Dieser Tempel ist aber nicht der einzige der Stadt Madura. Rechts und links ragten noch viele andere Kuppeln und Türme in die Luft empor, dem heitern Gotte Vischnu oder dem finstern Gotte Siva und dessen Gemahlin geweiht.

Begierig, das Innere des Tempelbezirks zu sehen, stieg ich vorsichtig von meinem luftigen Sitze die Treppe wieder hinab zur Eingangshalle, wo ein Priester, welcher englisch verstand, die Führung übernahm. Nach Durchschreitung eines reich skulpierten Thores öffneten sich links und rechts ausgedehnte hohe Säulenhallen, ganz aus hellgrauem Granit, die Säulen, Pilaster und Deckenlager sämtlich Monolithe von 20 bis 30 Fuß Länge, in indischem Geschmack mit überlebensgroßen Löwenpferden, Elefanten, Schwertrittern und Bogenschützen in vollendeter, feiner Steinhauerarbeit verziert. Scharen von Priestern und Gläubigen, heilige Kühe und riesige Elefanten treiben sich in den Galerien und Höfen umher. Und nun ging es von Hallen zu Tempeln, von Gängen zu Höfen, zwei Stunden lang. Unser Auge irrt umher, schwelgt in der fremdartigen, grotesken, prächtigen Architektur und Skulptur und kann sich nicht satt sehen an den Lichteffekten und Überschneidungen, an den wirkungsvollen Bemalungen, den zierlichen Seitenkammern und Nischen, welche mit Figuren geschmückt und vor kleinen, mit Steinfigürchen gezierten und mit frischen Blumen bestreuten Altären besetzt, an unsere katholischen Kapellen erinnern.

Aus einem dunkeln Säulengange treten wir hinaus vor ein reizendes, von Stufen und Arkaden eingefaßtes, grünes Wasserbassin, hinter welchem die rosig schimmernden Tempeltürme emporragen; schwarze Beter waschen ihre Körper und Tempelmädchen ihre goldgelben Gesichter mit dem heiligen Naß.

Ein durchdringendes, entsetzliches Getöse schmettert aus einer dämmerigen hohen Halle hervor, aus der plötzlich eine halbnackte Schar tanzender Tempelmusiker hervorstürzt unter dem Schalle von Kesselpauken und dröhnenden Flöten — eine grelle und wilde, fanatische Musik, welche unser Ohr kaum zu ertragen vermag. Wenn Gott Siva nicht vollständig mit Taubheit geschlagen ist, so kann er diesen betäubenden Höllenlärm nicht überhören und wird ihn sicherlich mit Wohlgefallen aufnehmen!

Nun schweigt das aufregende Getöse: die Tempeldiener schöpfen heiliges Wasser aus dem Brunnen, um eines der Idole damit zu besprengen.

Endlich werden wir vor ein verschlossenes Thor geführt. Ein Priester öffnet dasselbe und demonstriert uns eine Anzahl aus Silber und Gold gearbeiteter, zum Teil mit den kostbarsten Edelsteinen prunkhaft



Tamil Goldschmiede;
der Ältere als Siva-Anbeter mit weißen Streifen bemalt.

geschmückter, übermannshoher Götzen, meist Gebilde der absurdesten abenteuerlichsten Art, wie z. B. Kamatru mit dem Leib einer Kuh, Schweif eines Pfauen, Kopf und Brust eines Weibes, oder Ravana, sagenhafter König von Ceylon, mit 20 Köpfen und Armen, unsinnige, häßliche Ungeheuer, welche das Herz eines Zoologen schaudern machen. Bei

Prozessionen werden diese Popanze mit Perlenschnüren und Edelsteingewändern, deren Wert nach vielen Millionen zu schätzen ist, behangen und durch die Stadt getragen.

Der Haupteingang des dreihundert Jahre alten Tempelhofes läuft nach außen in eine geräumige Halle, einen Bazar aus, wo Geräte, Zeugstoffe und Kurzwaren zum Verkaufe aufliegen. An fünfzig Menschen drängen sich neugierig heran, fragen woher wir kommen und wohin wir gehen, preisen Götzenbilder, heilige Bronzeschlangen, golddurchwirkte lange Shwals, Schmucksachen und Metallgefäße zum Kaufe an, so daß uns von all dem Lärm schier die Sinne vergehen.

Kein Weißer wohnt in dieser Stadt, und nur ein Dutzend englischer Verwaltungsbeamter, weit außerhalb der Thore wohnend, vertritt hier die europäische Zivilisation und hält die Oberleitung in Händen über diese schwarzen Brüder und Schwestern.

Auf unserm Rückwege zum Bahnhof (ein Hotel ist weit und breit nicht zu finden) durchschreiten wir die Vorstadt. Männer, Weiber und Kinder laufen hier fast nackt zwischen ihren, von Kokospalmen beschatteten elenden, niedrigen Lehmhütten umher.

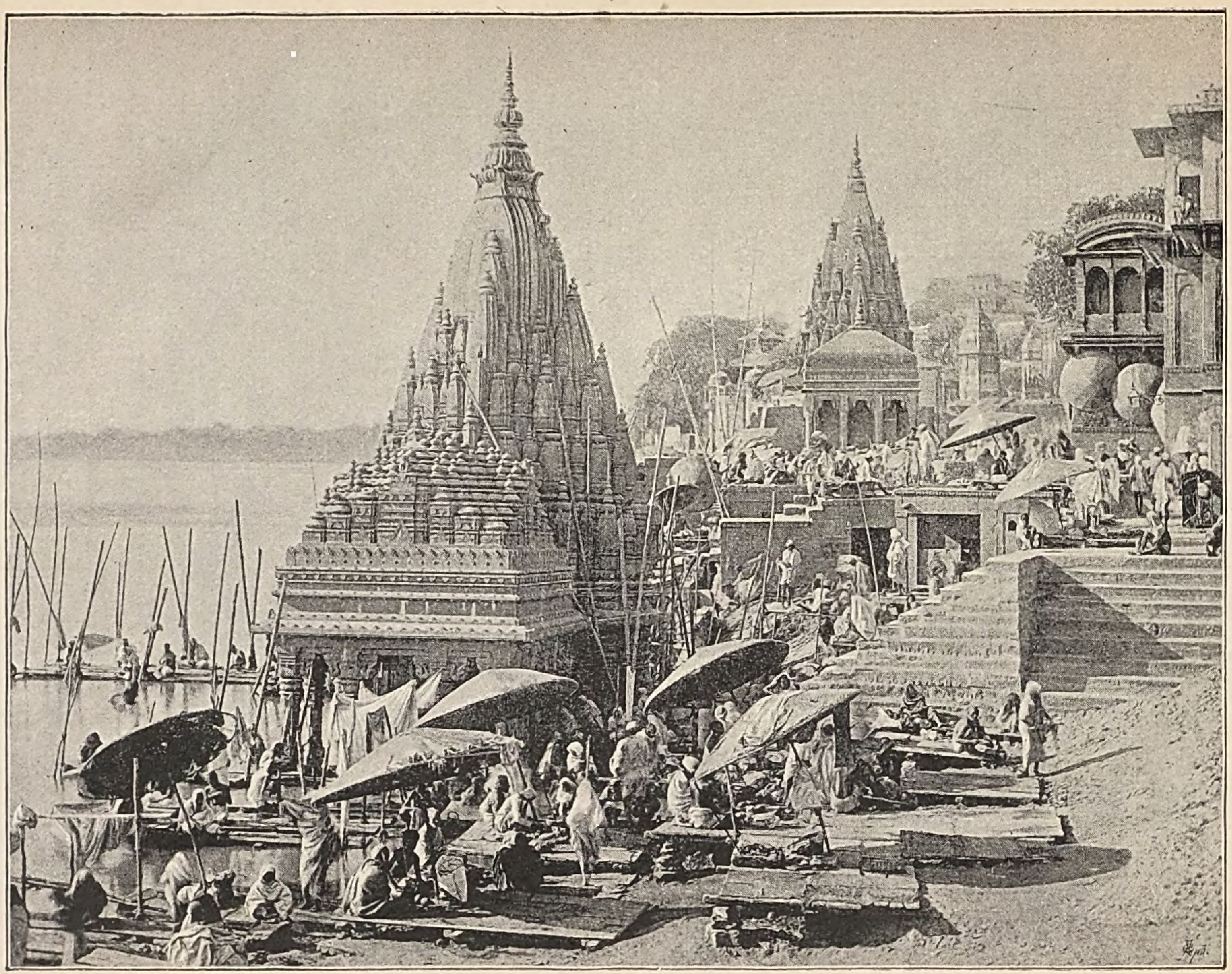
Nach einer achtzigstündigen Eisenbahnfahrt, welche jedoch durch mehrtägigen Aufenthalt, sowohl in dem großartigen wundervollen Hyderabád, als in dem halbmodernen Bombay und in der altindischen Stadt Allahabad unterbrochen wurde, gelangte ich abends in Benares an. Am andern Morgen in aller Frühe nahm ich ein Boot und fuhr den mächtigen, 2500 Fuß breiten Ganges aufwärts. Im Osten röteten den Himmel noch die letzten Spuren des Sonnenaufgangs.

Die zitternde Morgenbeleuchtung war so duftig und feingetönt, die Scenerie so fremdartig, daß es nicht des Erinnerns bedurfte, ich fahre zum ersten Male auf dem grünen Wunderflusse, um mich in die genußfähigste Stimmung zu versetzen. Das rechte Ufer des Ganges zeigte sich flach, mit gelbem Sande bedeckt und unzähligen Adlern, Reihern, Tauben wie besäet; das steil aufsteigende linke Ufer dagegen ließ weit den Fluß hinauf, fast eine Stunde Weges, nichts erkennen als Kuppeln,

Zinnen und Turmspitzen, im Frühglanze verschwimmend. Das war die alte heilige Stadt Benares, in welcher vor mehr als zweitausend Jahren Gautama Buddha seine Lehre verkündete.

Auf dem abschüssigen Ufer erheben sich in malerischem Wechsel und dicht an und über einander gedrängt: Paläste, Gelehrteninstitute, heilige Bäume, Moscheen, Tempel, cyklopische Mauerstücke, von Strecke zu Strecke unterbrochen von mächtigen, hundertstufigen granitenen Riesentreppen, welche sich in allen Richtungen kreuzen und gabeln, um teils in die erhöht gelegenen Tempel, teils in die Verkehrsstraßen der Stadt auszulaufen; weit und breit Alles überragend steigen die schlanken Minarets der großen Moschee in das Blau des Himmels empor. Am Ufer kein Fleck, kein Haus, in dem sich nicht Wunder begeben hätten oder noch begeben; alles ist hier heilig. An dieser Treppe steht ein großes Bild des Bhima, welches alljährlich von den Fluten fortgeführt wird um durch ein Wunder wieder an gleicher Stelle zu erscheinen. Dort ist der Brunnen der Gauri, welcher die Dyssenterie geneſt. Vor diesem Tempel werden Fächer von Pfauenfedern feilgeboten, welche alle bösen Geister vertreiben; unfern erhebt sich ein Götzenbild mit silberner Maske, eine weibliche Statue, welche die Macht besitzt, die Pocken zu heilen. Weiter hinauf finden wir den Brunnen der Erkenntnis, die Wohnstätte des großen Gottes Siva; der Genuß des Wassers, stinkend von den hineingeworfenen faulenden Blumenkränzen, verschafft geistige Macht. Dort schützt die Göttin der Fülle, Annapurna, die Stadt vor Hungersnot. In jener Kapelle beten die Frauen, daß ihnen schöne Knaben beschert werden möchten, und an hundert Orten gewahrt man das bronzene, steinerne oder grell gemalte Bild des Gottes der Weisheit, des elefantenköpfigen Ganesa, hie und da auch das Abbild des Gottes der Kraft, Hanuman, einer schreitenden roten Menschengestalt mit dem verzerrten Gesichte eines Affen.

Die nahe dem Flußufer gelegenen Gebäude sind zumeist Tempel und Kapellen, deren Zahl in ganz Benares sich auf etwa zweitausend beläuft. Manche dieser Heiligtümer erinnern in ihrer Form an kleine griechische Tempelhallen, deren reizender Innenraum leider durch das steinerne Abbild einer anbetenden Kuh verunziert wird; häufig findet



Benares. Am Gangesufer. — Links auf den Stegen Betende.

sich auch eine Anhäufung der dagobartigen, echt indischen Spitzkuppelaufsätze, eine über der anderen erhöht, bisweilen vollständig übersät mit ausgehauenen Götterfiguren, dann wieder viereckige Quadernbauten mit Kuppeln, ferner Götterhäuschen von der zierlichsten Stein- oder Holzschnitzarbeit, offene Nischen mit einem Götzenbilde oder ananasförmige riesige Steinsäulen, bestimmt zur Aufnahme von Lämpchenreihen. Große steinerne Abbilder von heiligen Stieren oder Kühen, mit frischen Blütenguirlanden geschmückt, sind auf den Treppenwangen angebracht.

Zwischen all diesen absonderlichen, terrassenförmig übereinander angeordneten Steingebilden steigen an den hohen Treppen den ganzen Tag bräunliche Indier auf und nieder, die ärmere niedere Kaste nur mit einem Lendentuche bedeckt, die höheren Kasten in bunte, zuweilen prachtvoll mit Seide und Gold gestickte Caschmir-Gewänder gehüllt. Frauen tragen um ihren Leib ein farbiges weiches Tuch, den Sari, den sie mit indischer Grazie um ihre oft klassisch schönen, elastischen Körper zu schlingen wissen.

Zumal in den Morgenstunden strömen ganze Schwärme von Männern, Frauen und Kindern die Treppen herab, denn zum heiligen Flusse — zur Mutter Ganga — muß Alles, was in Benares lebt und atmet und den Göttern anhängt, wenigstens ein Mal des Tages hinunter.

Und zwischen den Gläubigen tummeln sich überall schwarze und silberbraue Kühe, die in verblüffender Ungeniertheit und im Vollbewußtsein ihrer Heiligkeit, auf den Plätzen, in den Straßen, auf den Treppen, ganz besonders aber in den Tempeln sich aufhalten, oft den Weg versperrend und niemals dem Menschen ausweichend. Diese Tiere, welche kein Europäer berühren darf, sind den Göttern geweiht, und es wird als ein großes Verdienst angesehen, eine Kuh frei zu geben. Die meisten haben keine bestimmte Lagerstätte, aber jedermann füttert und bekränzt sie; ich sah sie striegeln, waschen, sogar massieren! Alles was von den Kühen kommt, ist heilig, selbst ihr Schmutz, und bei Hochzeiten der Reichen werden ganze Straßen buchstäblich mit heiligem Kuhdünger belegt, wie ich selber zu beobachten Gelegenheit hatte.

Tausende von blauen Tauben und langschwänzigen smaragdgrünen Papageien durchflattern die Luft und überschwärmen alle Tempeltürmchen,

Häuserfirste und Nischen, und hoch in der Luft kreisen Adler und Falken.



Ufertreppe.

Doch wenden wir unsere Augen lieber auf den Uferrand, wo sich die seltsamsten Dinge zutragen.

Nach Sonnenaufgang fühlt jeder fromme Benarese den Trieb, seinen Körper in dem heiligen Ganges zu baden, mit seinen Fluten die Sünden

fortzuwaschen und am Ufer seine Gebete zu verrichten. Etwa zwei Stunden soll er, wie mir gesagt wurde, auf dieses Geschäft verwenden. So sieht man denn in der Tagesfrühe ganze Scharen von Badenden beiderlei Geschlechts bis an die Hüften oder die Brust im Wasser stehen, die Frauen und Mädchen mit wallendem Haar, sittsam in ein weißes oder farbiges Shwalgewand gehüllt, die Männer nur mit einem Hüfttuche bekleidet. Sie schöpfen mit der Hand oder mit kleinen heiligen Bronzegefäßen das Wasser aus dem Flusse und übergießen damit nach genau vorgeschriebenen Regeln Schultern, Kopf, Brust und Rücken, unabläßig Gebete murmelnd und zuweilen bunte Blumen streuend.

Unbehelligt, unbekümmert um den Andern, ganz in sich selbst zurückgezogen, vollzieht Jeder in dieser Weise seine körperliche und geistige Reinigung.

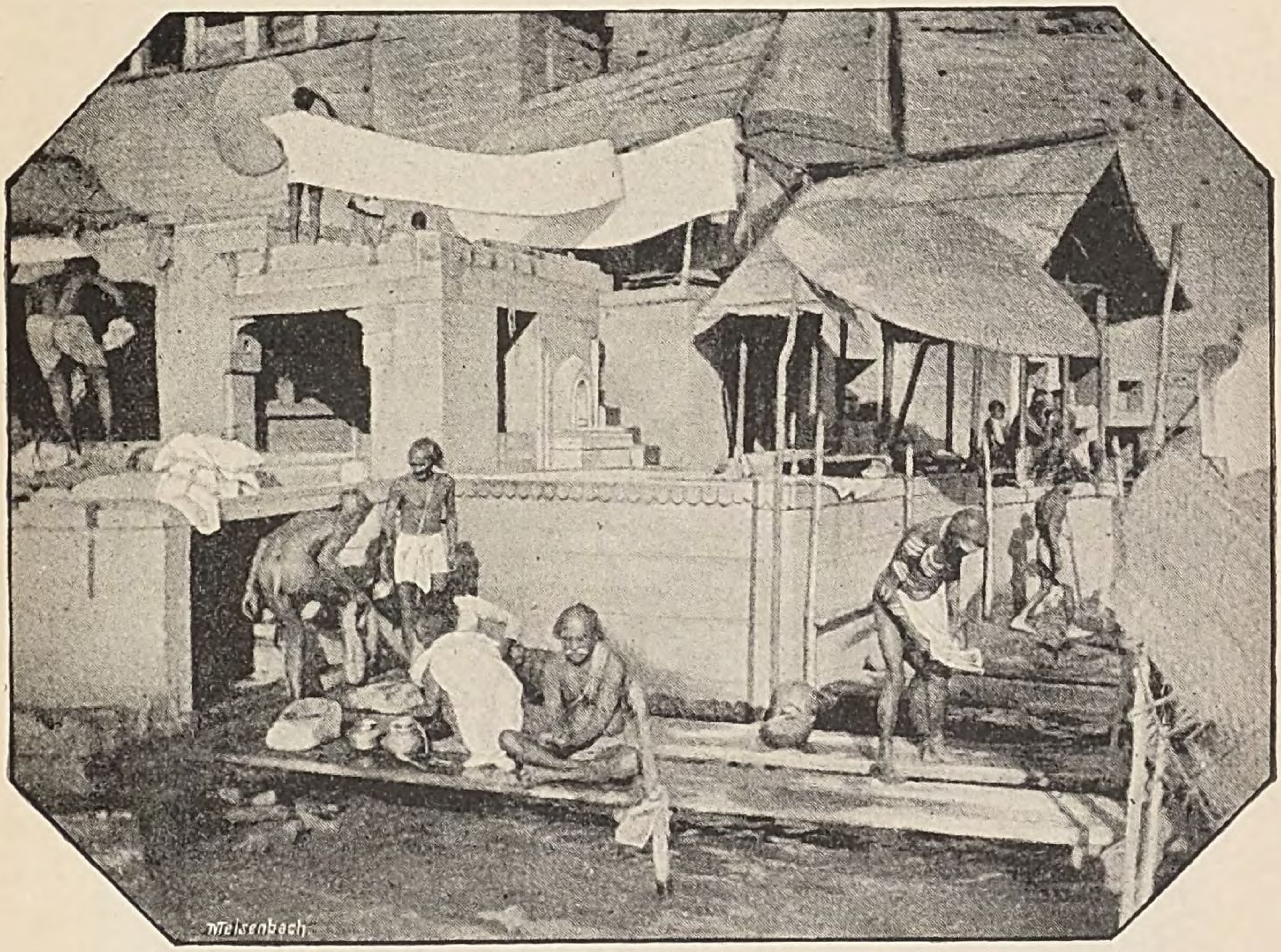
Rührend war es, eine steinalte Frau zu beobachten, wie sie mühsam ihr Straßengewand mit dem Badetuche vertauschte, wankenden Schrittes behutsam in die Fluten hinabstieg, um zum tausend und abertausendsten Male ihre Sünden mit dem barmherzigen Naß abzuspülen. Aber der Morgenwind, der ihre weißen Haare zerzaust, ist frisch und das Wasser kalt. Sichtlich zusammenschauernd steigt sie langsam bis an die Brust in den Fluß und übergießt mit zitternden Händen ihr greises Haupt und ihre vertrocknete Brust, unausgesetzt einen frommen Spruch zwischen den vor Kälte blauen Lippen lallend.

Kranke, ja Sterbende werden stets von ihren Angehörigen an den Ganges geschleppt, damit diese „Mutter" ihnen Heilung bringe oder — einen seligen Tod. Denn im Ganges zu sterben oder auch nur an seinem Ufer, sichert den Eintritt in die Himmel Siva's; Ganga ist heilig!

Mitten in einer Gruppe Badender, auf der untersten Treppenstufe, gewahrte ich den nackten Leichnam eines Greises mit verrenkten Gliedern; zwei Frauen waren beschäftigt, ihn mit Gangeswasser sorgfältig zu waschen und dann in ein weißes Laken einzunähen.

Weiter am Flusse hinauf lagen einige Holzstöße, daneben mehrere nackte oder verhüllte menschliche Körper, einer derselben mit den Füßen im Ganges. Das waren die dreimal glücklichen Toten des Tages, welche

der Wiedergeburt harrten, um in ein neues Leben einzutreten. Aber ihre Leiber müssen erst verbrannt werden! Ich fuhr ganz hart an das Ufer hin. Nachdem die Leichname aufgebahrt und ganz mit Holzscheiten überdeckt waren, wurde ein Feuerbrand angelegt, blaue Rauchwolken ringelten sich in die Luft, bis plötzlich die prasselnden Flammen zum Himmel emporschlugen.



Beter und Badende.

Unter Cymbelschlag und Flötenspiel wurde eine neue Leiche herbeigetragen.

Für den feinen metaphysischen Geist der Hindu's hat der Tod nichts Abschreckendes und Finsteres, und der fromme Hindu beklagt seine Toten nicht. Nach seinem pantheistischen Glauben giebt es ja nur ein einziges Wesen, Promo oder Brahman, das unter den verschiedensten Gestalten in Erscheinung tritt, in Gestalt von Göttern, Dämonen, guten

und bösen Geistern, als Mensch, Tier und Pflanze, selbst als Stein, Luft, Wasser und Feuer — alles nur vergängliche Zustände oder Emanationen, die endlich nach mancherlei Seelenwanderungen wieder in das allgemeine Sein aufgehen müssen. Der Tod bezeichnet nur den Übergang des einen Zustandes in den anderen. Die Seele stirbt ja nicht, sie wandert nur; und — die Vereinigung der Seele mit dem Körper ist nur vorübergehend, bringt Sklaverei und Unglück — so lautet einer der Hauptsätze der Upanischad des Veda im Brahmanismus.

Benares gilt als die heiligste unter den heiligen Städten Indiens; sogar die Luft über ihren Ufern wird als heilig betrachtet, und so pilgern denn alljährlich Tausende von Gläubigen hieher, um die Tilgung ihrer Schuld zu erringen und in das allerfüllende Promo, oder in den Zustand des Nirvana, d. h. der vollkommen seligen Ruhe überzugehen. Diese Pilger pflegen wochen-, monate-, jahrelang an den Ufern des Ganges zu beten. Da sitzen sie mit untergeschlagenen Beinen auf Stegen, welche an Bambusstangen befestigt in den Fluß hineingebaut sind, das Gesicht der Sonne zugewandt, finster und geistesabwesend, bald hundertacht- oder tausendachtmal den Namen Siva's murmelnd, indem sie zwischen den Fingern der einen, mit einem Bethandschuh bedeckten Hand die Perlen eines Rosenkranzes drehen, bald Wasser aus dem Ganges schöpfend, und in kleinere Gefäße übergießend, bald Blumen ausstreuend; ihre starren Augen streifen kaum unser vorübergleitendes Boot, ihr Geist scheint dem irdischen Gefühle entrückt und ganz erfüllt von dem Glaubenswahne, welcher sie gefangen hält. Andere Pilger mit wirrem Haar stehen lange Zeit unbeweglich da, gleich einer Statue, einige Strohhalme in der offenen Hand haltend; ihr Ausdruck erscheint um so unheimlicher, als sie Stirne, Schultern und Brust mit roten, gelben und weißen Streifen oder Punkten bemalt haben, ein greller Schmuck, den übrigens jeder Hindu an sich zu tragen liebt, als Abzeichen der Sekte in verschiedenen Farben und Linien.

Es verschlägt der frommen Stimmung der Badenden und Betenden nichts, das Gangeswasser, in welchem sie sich baden, auch zu trinken, obwohl es Schmutz, Unrat und Asche, nicht selten halbverbrannte menschliche Gebeine mit sich führt: Ganga ist ja rein und heilig, und alles was mit ihr in Berührung kommt, wird ebenfalls geheiligt.

Drei Morgen hintereinander bin ich die Ufer des Ganges entlang gefahren, um die Glaubensübungen der Brahma-, Vischnu- und Siva-Anbeter zu beobachten, und täglich wuchs mein Interesse. Man bewundert die Weisheit des Mannes, welcher diese täglichen Waschungen anordnete, denn sie sind für das heiße Klima eine Gesundheitsvorschrift; aber betroffen wird man von der unheimlichen Macht des modernen Hinduismus, einer Religion, die, aus pantheistischen Lehren entsprossen, in einen Polytheismus und Götzendienst sich aufgelöst hat. Da fühlte ich mich denn doch berufen, lebhaften Widerspruch zu erheben, als mein liebenswürdiger Begleiter sich zu der Behauptung aufschwang: Ihr Christen habt im Grunde dieselbe Lehre, wie wir; das Hindu-Pantheon hat Raum für Alle, also auch für Euch. Euer Christus ist nichts Anderes, als eine der vielen Emanationen Vischnu's und Ihr alle werdet nach den nötigen Seelenwanderungen und in späteren Wiedergeburten noch Hindu's werden, — wenn Ihr nicht in die Hölle Vischnu's kommt, fügte er lächelnd hinzu. Da mich verlangte dies Gespräch fortzusetzen, so lud ich meinen Begleiter zum Diner ein; aber da kam ich an den Rechten! Ein Hindu kann nicht in Gegenwart eines Christen essen, da durch diesen die Speisen unrein werden, und schon wenn der Schatten eines Ungläubigen auf die Speisen während ihrer Zubereitung fällt, hat deren Genuß schwere Götterstrafen zur Folge.

An den Ufern des Ganges hatte ich die Freude, mit einem indischen Kollegen, einem berühmten Professor des Sanskrit, zusammenzutreffen, welcher sich mir zum Führer durch die Stadt anbot und zugleich mich einlud, sein Wohnhaus zu besichtigen; ich nahm diesen Vorschlag gerne an.

Nachdem wir durch einige schmutzige Straßen gewandelt, welche in der Nähe des Ganges so schmal sind, daß kaum zwei Kühe (diese sind ja hier maßgebend) einander ausweichen können, kamen wir an einen Tempel, dessen Spitztürme in purem Golde glänzen! Weiter führte unser Weg an einem Götzenhause vorüber, aus dessen Eingangspforte zwei riesige Kühe ihre dicken Köpfe herausstreckten; vergebens trachten wir einzutreten, und erst nachdem wir einen Priester durch ein Silberstück erweicht, wird uns gestattet, bis zur Schwelle einer schmalen Seitenpforte

vorzudringen, wo uns ein abscheulicher Geruch empfängt: In einem reizenden Säulenhofe, dessen Mitte ein offener zierlicher Säulentempel schmückt, treiben sich einige Dutzend Kühe umher, während Priester und Gläubige andächtig durch den heiligen Dünger waten, der den marmornen Boden bedeckt.

Auf dem Weiterwege findet sich überall Gelegenheit, in den offenen Schauläden heilige Gefäße, Götzenbilder aus Stein und Bronze zu kaufen, und die kostbaren goldgestickten Shwal's zu bewundern, deren Preis sich auf Tausende von Mark beläuft.

Endlich langen wir am Hause des Kollegen an. Der Eingang ist unscheinbar, doch das Innere recht stattlich und hübsch. Eine Treppe führt uns über den Hofraum, welcher von den Empfangs- und Wohnzimmern der Männer umgeben ist, und hinter diesen befindet sich ein zweiter freundlicher Säulenhof mit den dicht verschlossenen Fenstern der Frauengemächer. Unsere Neugier beginnt wach zu werden, wir fragen nach diesem und jenem, und erhalten ganz seltsame Auskunft.

Es gilt für unschicklich und verächtlich, wenn ein Mann während des Tages die Frauengemächer betritt; dagegen dürfen die Frauen niemals die Zimmer der Männer besuchen! — Glücklich wird gepriesen, wer viele männliche Nachkommen besitzt, während bei der Geburt eines Mädchens die Freunde und Verwandten ihre Kondolenzvisiten machen.



Verbrennungsstätte am Ganges. (Vorne ein Scheiterhaufen.

Jünglinge bleiben stets im Vaterhause wohnen, auch, nachdem sie erwachsen sind und sich verheiratet haben; ihr Verdienst fließt in die allgemeine Familienkasse, welche das Familienhaupt allein verwaltet, in echt patriarchalischer Weise. — Ich fragte den sechzehnjährigen Sohn meines Gastherrn, ob auch er schon verheiratet sei, was er bejahte. Aber als ich noch die unbesonnene Frage hinzufügte, ob er auch schon Kinder habe, schlug er verschämt die Augen nieder und sagte: meine Frau ist sechs Jahr alt. — Die Ehen werden nämlich schon in den Kinderjahren geschlossen, und dieser Scheinehe folgt erst später die feierliche eigentliche Verehelichung. Wird es doch als eine Schande betrachtet, wenn ein Mädchen mit dem zehnten Jahre noch nicht verheiratet wurde, und mancher töchterreiche Vater geht bei den Jünglingen und Männern seiner Kaste betteln um die Ehelichung seiner Tochter.

Und doch ist auch das Loos eines Hindu-Weibes nicht beneidenswert, denn sie ist nicht Gefährtin des Gatten, und ihr Körper gilt mehr als ihre Seele. Am Tage schon darauf bedacht, dem Eheherrn zu gefallen, bemalt sie sich die Brust mit bunten Blumen, um ihn Abends beim Mahle zu bedienen gleich einer niederen Magd; „sie soll das Haus nicht verlassen (so heißt es in den Gesetzen Manu's, des indischen Noah) ohne Erlaubnis, sie soll nie mit einem fremden Manne sprechen, soll nicht an der Thüre stehen, noch aus dem Fenster schauen.“ — Dazu ist die Frau völlig abhängig von den Launen der Schwiegermutter, wie die Sprechweisen genügend kennzeichnen: „Thränen kommen in's Auge der Schwiegertochter sechs Monate nach dem Tode der Schwiegermutter“, oder: „wenn die Schwiegermutter den Topf zerbricht, so ist er irden; wenn die Schwiegertochter, ist er golden!“ Eine Ehescheidung giebt es nicht.

Traurig zum Steinerbarmen ist aber erst das Schicksal einer Witwe, zumal diese niemals wieder heiraten darf. Das Wittum wird nämlich als Strafe betrachtet für ein, in früheren Existenzen begangenes eheliches Vergehen, und so gestaltet sich ihr Leben zu einer Kette von Qualen. Eine Witwe — mag sie 7 oder 70 Jahre alt sein — darf nur Gewänder von gewisser Farbe anlegen, täglich nur ein Mal essen, weder Schmuck tragen noch einer Festlichkeit beiwohnen, denn ihre Nähe schon

bringt Unglück. Sie wird verachtet, verspottet, mißhandelt — von Jedermann. Was Wunder, wenn sie den kurzen Martertod in den Flammen einer lebenslänglichen Beschimpfung vorzog! Wir schaudern zurück vor diesen moralischen Abgründen.

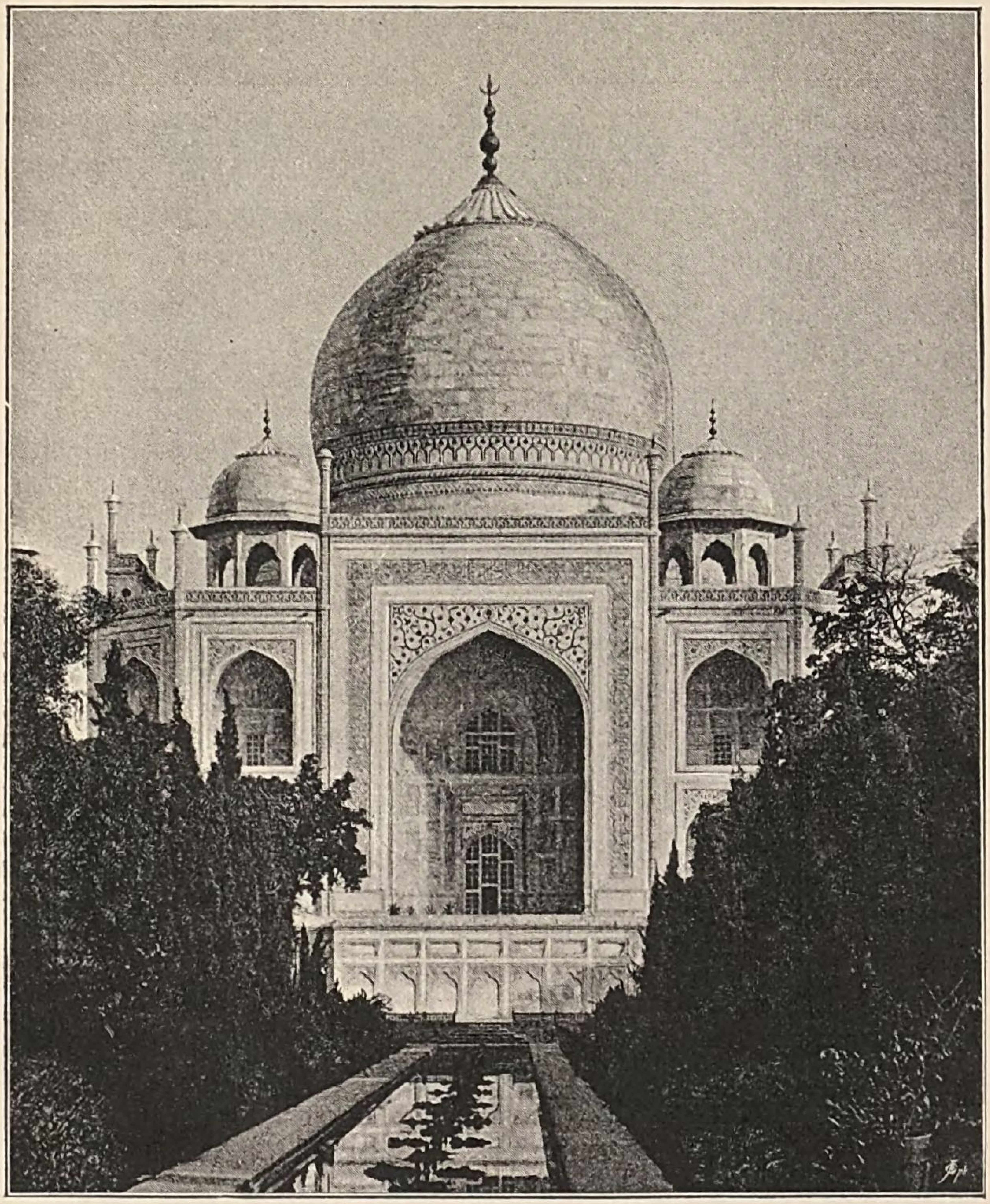
In jedem Hindu-Hause verkehrt ein geistlicher Lehrer, der Guru oder Familienpriester, dessen Einfluß sich jeder unterwirft. Denn: „Wenn wir die Götter erzürnen (sagt der Hindu), so kann der Guru unser Fürsprecher sein; wenn wir aber den Guru erzürnen, wer hilft uns dann?" Der Guru nimmt den Jüngling zwischen dem 8.—12. Jahre in die religiöse Gemeinschaft auf, diktiert ihm seinen Lebensspruch, ein Motto, etwa einen Lehrsatz oder den Namen eines Gottes oder auch ganz sinnlose Worte, welche das Gemeindekind geheim zu halten hat und täglich (gewöhnlich 108 Mal) wiederholen muß. — Das Erscheinen des Guru im Hause wird mit Feierlichkeiten begrüßt; man bewirtet ihn, überhäuft ihn mit Geschenken und das Familienhaupt wirft sich wohl gar auf die Schwelle des Hauses nieder, um ihn über sich hinwegschreiten zu lassen. Denn alle Hindu's sind fromm.

Und wie die Menschen im Tagesleben der Geistlichkeit unterworfen sind, so ist der ganze Kreis der Wissenschaften — Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geographie, Astronomie, Philologie und Philosophie — in die Religionslehre hineingezogen und ihr unterthan gemacht. Da wird allerdings jede freie Entwicklung der Gedanken in der Wurzel erstickt, und die berühmteste Gelehrtenstadt Benares ist zugleich die orthodoxeste von allen, entsprechend ihrem heiligen Charakter als Jerusalem der Hindu's.

Eine nächtliche Eisenbahnfahrt führt uns aus dem bewegten Benares in ein stilles Paradies. Keine berückende Beschreibung, nicht das überschwänglichste Lob vermag diesen Ort würdig zu schildern. Eine Stätte des Friedens, der beglückenden Ruhe; ein traumhaftes Phantasiegebilde aus tausend und einer Nacht, das uns in Entzücken und in Wehmut zugleich versetzt: A g r a!

Ich will nicht erzählen von den muselmannischen Marmorbauten dieser alten Königsstadt, nicht von den charaktervollen Prachtdenkmälern

des Kaisers Akbar, des großdenkenden Politikers und idealgesinnten Staatsmannes, nicht von den Spiegelzimmern noch von den Säulenhallen und Prunkhäusern mit ihren wundervoll verzierten Gemächern, welche



Der Tadsch Mahall.

jeden Beschauer zur Bewunderung hinreißen; ich will nur eines einzigen stillen Gebäudes gedenken, der vor 250 Jahren errichteten Tadsch Mahall.

Eine halbe Stunde vor der Stadt ragen im duftigen Morgenschimmer schneeweiße Kuppeln, umstellt von vier turmhohen Minarets, mitten im Grün. Dahin führt unser Weg.

Ein gewaltiges, prächtiges Portal — nein, ein imponierender Triumphbogen aus hellrotem Sandstein, mit Arabesken und kapellenartigen Zinnen geschmückt, empfängt uns. Wir durchschreiten diese Empfangshalle, und am Ende einer langgestreckten, prangenden Allee von Cypressen, in deren Mitte sich ein silberner Wasserfaden hinzieht, taucht vor unseren Blicken auf — ein Kuppelpalast aus weißem Marmor. Ringsum ein blühender Garten von Orangen, Jasmin, Granatäpfeln, duftenden Blumen, Akazien, Feigenbäumen, Palmen und Bananen. Berauscht durchwandeln wir die schattige Allee. Aus dem blauen Himmel gießt die Sonne ihren tropischen Glanz über den Palast, dessen schimmernde schneeige Marmorhaut von zarten blauen und rötlichen Adern durchzogen und durchwärmt wird.

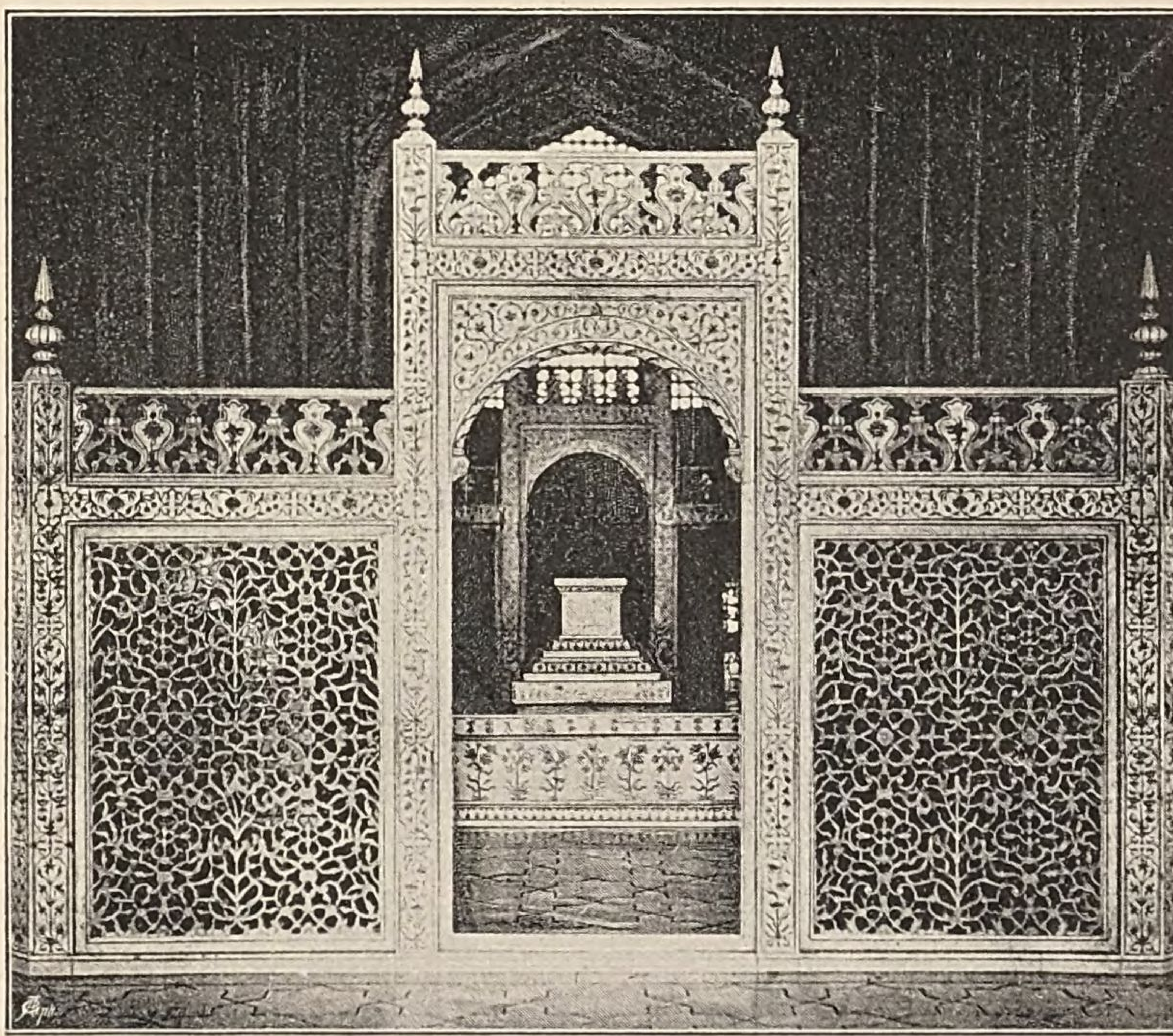
Auf einer breiten Plattform, zu welcher Marmortreppen hinaufführen, erhebt sich ein mächtiges quadratisches Gebäude mit riesengroßer, 260 Fuß hoher Mittelkuppel und kleineren Seitenkuppeln; in einiger Entfernung stehen auf den Ecken vier isolierte Minarets. Es ist ein gewaltiges arabisches Bauwerk, in feierlicher Schönheit und entzückender Harmonie der Formen aufgeführt und mit ornamentalen Koransprüchen und reizenden Arabesken in bunten Steinen verziert. „Giganten scheinen den Bau begonnen, Juweliere ihn vollendet zu haben.“

Was bedeutet dieses Haus? Ist es ein Palast, oder ein Monument? Ein Tempel, eine Moschee?

Wir treten aus der blendenden Helle in's Innere. Ein Vorraum führt in die hohe achteckige Mittelhalle, welche in sanftem, gedämpftem Lichte schwimmt. Inmitten befindet sich ein breites achteckiges Gitter von durchbrochenem Marmor, ein Marmorfiligran von einem Reichtum der Arbeit, wie ihn die Welt nicht zum zweiten Male aufzuweisen hat. In die Pfeiler und Gesimse desselben sind die reizendsten stilisierten Blumen, Arabesken und Schmetterlinge aus Lazulith, Jaspis, Korallen, Topas, Onyx, Türkis eingelassen. Und inmitten des Gitters steht ein kleiner, weißer Marmorsarg, übersät mit dem freundlichen Farbenschmuck eingelegter kostbarer Steine und Juwelen.

Hier ruht die geliebteste aller Frauen, Arjamund Mumtaz-i-Mahall, die Sultana des Kaisers Schah Jehan.

Keine Königin auf Erden hatte je eine solche Ruhestätte. Aus allen Teilen der Welt wurden die Edelsteine auf dem Rücken der Kamele herbeigeschafft, und zwanzigtausend Arbeiter sollen zweiundzwanzig Jahre beschäftigt gewesen sein, um diese begeisterte steinerne Elegie zu



Marmorgitter mit Arjamund's Sarg.

dichten, als würdiges Abbild der Anmut und des Liebreizes der bezaubernden persischen Sultana Arjamund.

Es bedurfte schon der Invasion der leidenschaftlichen Araber in das phantastische Indien, um derartige Pracht zu entfalten. Eine solche Apotheose der Liebe konnte nur der Brust eines Muselmannes und nur auf indischem Boden entsteigen, und obwohl es den Bekennern Mohammeds nicht erlaubt ist, ihre Gebäude mit Nachbildungen lebender Wesen zu

zieren und dadurch lebendiger, freundlicher erscheinen zu lassen, so hat hier dennoch die strengflüssigste aller Künste, die Architektur, das Unglaubliche errungen, direkt zum Herzen zu sprechen. Der Geist der lieblichen Frau scheint verkörpert in dem Gestein. Wir glauben die zaubrische Erscheinung, deren Bildnis uns bewahrt geblieben ist, jeden Augenblick aus einer der Nischen hervortreten zu sehen, Arjamund mit ihren dunkeln Sammetaugen, den feinen Körper geschmückt mit goldgestickten Gewändern und Edelsteinen und Perlen, sie selber eine Perle unter den Menschenkindern.

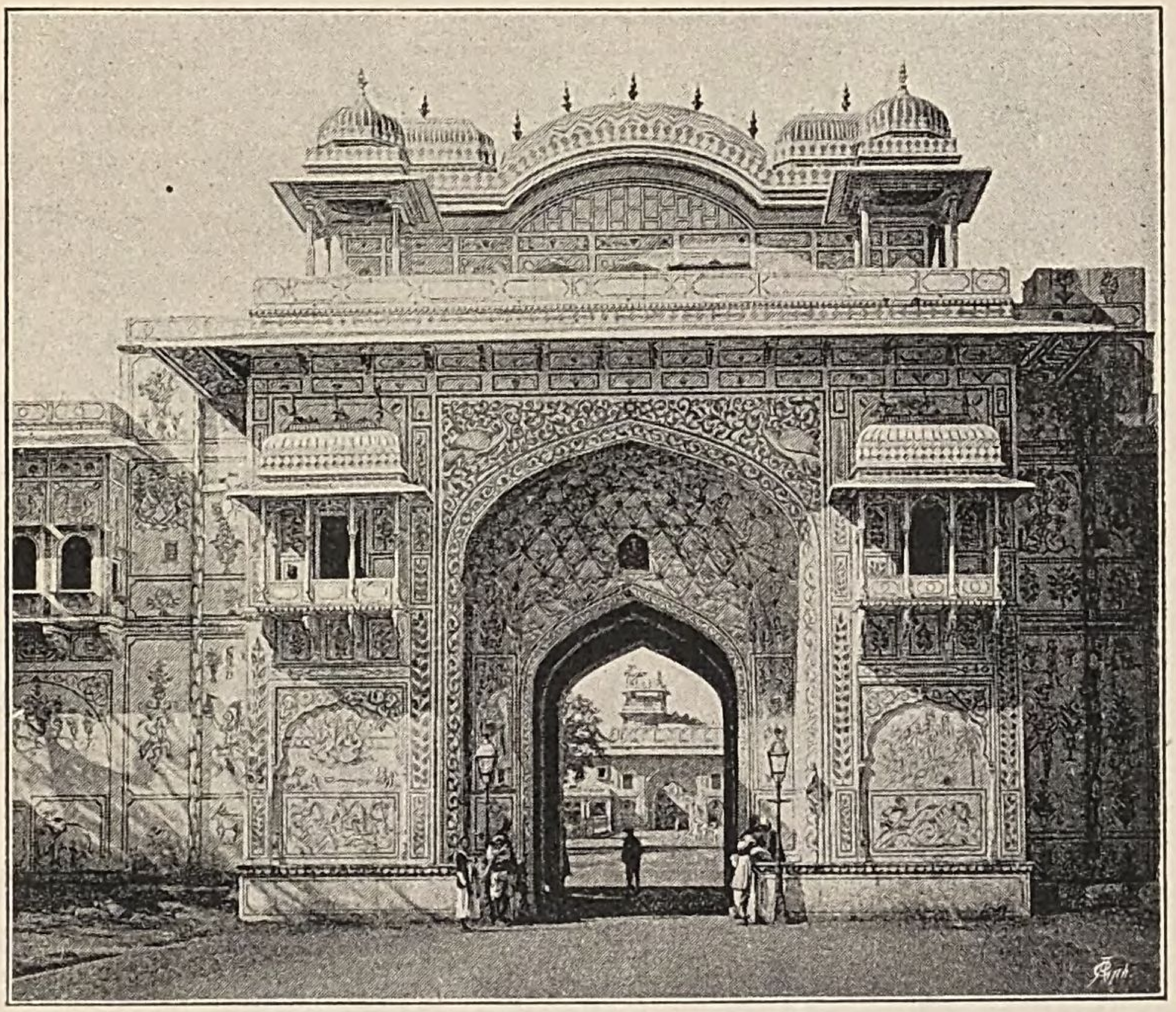
Doch längeres Verweilen war mir nicht vergönnt. In wenigen Tagen schon sollte der Dampfer von Bombay abgehen, und noch stand mir eine Eisenbahnfahrt von 62 Stunden bevor. Ein Besuch des nahen Delhi war ohnedies ausgeschlossen.

Nach 26stündiger Fahrt erreichte ich die Siegesstadt Jeypore. Diese Stadt, eingerahmt von Hügelketten, liegt in einer Ebene, welche mit Seen, Tempeln, Grabmonumenten und Palmengruppen übersät ist. Affen, Papageien und gestreifte Eichhörnchen beleben das Landschaftsbild.

Jeypore ist eine moderne Stadt, im Jahre 1728 in der zierlichen maurischen Architektur der Träume auferbaut. In der über hundert Fuß breiten Hauptstraße reiht sich Palast an Tempel, Prachtfacade an Palast. Die Nobelstraße ist dreiviertel Stunden lang, schnurgerade, sodaß man von der Mitte der Stadt aus jedes Gebäude, jedes Haus, jeden Laden erkennt bis in die verschwimmende Ferne der Stadtthore. Die ganze Stadt ist hellrosenrot; alle Gebäude tragen eine feine morgenrote Farbe, die durch das schimmernde Weiß der Stuck- und Steinhauerarbeit reizvoll belebt wird.

Der Anblick dieser in Sonnenglut getauchten Straßen mit ihren Tempeln und Kuppeln, Prachtpalästen und Säulenzinnen, Häusern und Freskomalereien, und zumal mit ihrer bunten, schönen Hindu-Bevölkerung ist ganz unbeschreiblich. Überall herrliche stolze Männer und wahre Apostelgestalten, oft mit den kostbarsten Gewändern angethan und mit edelsteingeschmückten Dolchen und Schwertern bewaffnet; schlanke zierliche Mädchenfiguren in bunten Röckchen, in ihren knappen gestickten,

die Brust nur halb verhüllenden Jäckchen, Hals, Ohren, Arme und Füße ganz mit Schmuck überdeckt; dazwischen nackte Fakir's den Leib ganz mit Asche bestreut und das flatternde Haar brandrot gefärbt; dunkelhäutige, sonnengeschwärzte Arbeiter, nur mit einem Lendentuche bekleidet; nackte Kinder; — dann die mit mächtigen schwarzen Büffeln oder mit behenden gracilen Cebu's bespannten Karren der Stadt- und Landleute; feurige Rosse rein arabischen Geblüts; berittene riesige Elefanten mit



Palastportal in Jeypore.

Purpurdecken behängt, Kopf und Rüssel rot, grün und blau bemalt und vergoldet; gravitätisch schreitende beladene Kamele; in der blauen Luft dichte Schwärme von Tauben und Papageien; auf den Firsten der Dächer Falken und Adler; — wohin sich das Auge wendet, überall das geschmückte Bild eines vollen reichen Lebens, einer wundervollen großartigen Heiterkeit! Wir wenden uns nach rechts und links, kaufen einem Zauberer, einem Fakir, für einige Silberstücke sein Zauberschild ab, er-

handeln hier eine Flasche echten Rosenöls, erstehen für einige Heller zwei goldene Armreife (es ist zwar nur Katzengold, aber die Spangen sind doch weit schöner als unsere modernen europäischen Schmucksachen aus purem Golde, welche Hundeschnallen und Hufeisen imitieren), wir bezahlen 36 Muscheln im Werte von einem Pfennig für einen gläsernen Fingerring, und endlich tauschen wir für eine Mark die Sakuntala im Urtext ein. „Oh, do you know sanscrit? yes, Kalidas", so ruft die Stimme eines gebildeten Hindu aus dem großen Kreise der neugierigen Zuschauer, während ein Schlangenbeschwörer seine doppeltönige schrille Pfeife ertönen läßt, um uns auf sein gefährliches Spielzeug aufmerksam zu machen: zwei schwarze Brillenschlangen, welche züngelnd und zischend vor ihrem nackten Pfleger umhertänzeln.


Fakir.

Aber die glühenden Strahlen der Sonne haben uns warm gemacht und uns dürstet. Wir treten zu einer Fruchtverkäuferin, einem hübschen, jungen Hinduweib, deren Haar und Ohren, Brust und Arme ganz bedeckt sind mit indischem Schmuck aus schwerem Golde. Erstaunt richten wir an unsere Führer die Frage, warum diese Frau so kleinem Gewinne nachgehe, da sie doch offenbar sehr reich sei. „Sie ist arm und lebt kärglich; aber diese Leute essen nur Gold", lautet die lakonische Antwort. Vergebens machen wir den Versuch, ihr feingearbeitetes Halsband gegen hohen Preis zu erhandeln; statt aller Antwort entzieht sie alle ihre Schmucksachen unserm Auge, indem sie sich in ihren

Sari einhüllt. Nun strecke ich die Hand aus nach einer jener saftigen Orangen, welche dort im Korbe liegen, als plötzlich die schöne Höckerin meinen Arm packt und mit einem Schrei fortstößt. Ich hatte vergessen, daß jede Speise unrein wird, sobald sie von einem Ungläubigen betastet



„Oh, do you know sanskrit? Yes, Kalidas."

wird. Hätte ich eine einzige Orange berührt, so würde ich den ganzen Korb voll haben kaufen müssen, und nur von Weitem ist uns erlaubt, mit dem Finger auf den begehrten Gegenstand zu weisen. Der schlechteste Hindu ist ja immer noch besser als der Edelste unter uns, und wenn er ein König wäre!

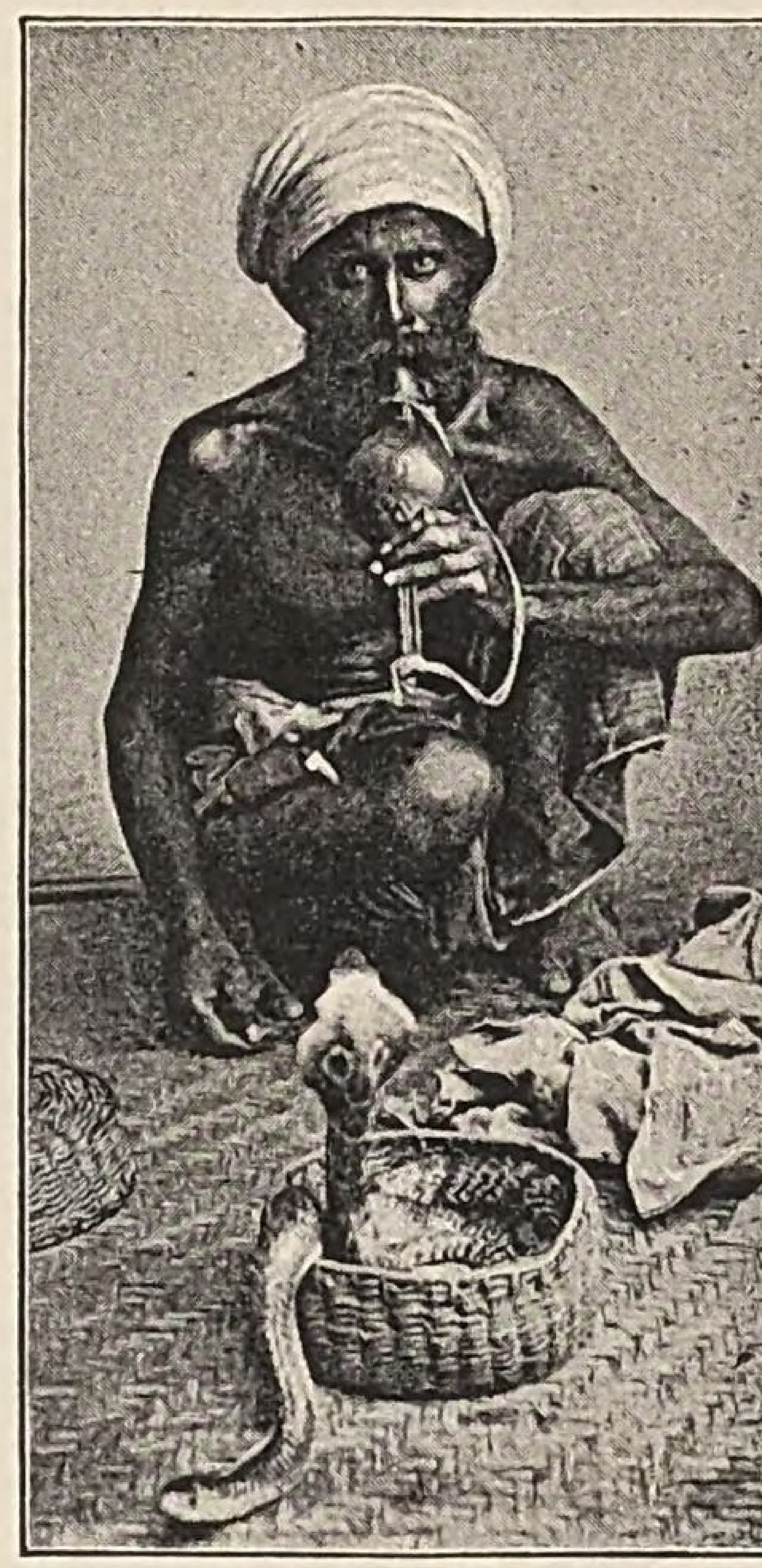
Vorsorglich hatten wir den Fürsten von Jeypore schon von Agra aus telegraphisch gebeten, uns für diesen Tag einen Elefanten zu leihen; er hat deren ja achtzig. In einem Hindukarren erreichen wir den verabredeten Platz, wo, von drei Führern geleitet, der Elefant unser harrt, von Gestalt ein Koloß, von Sinnesart ein Lamm. Nasikpuri (so ist sein Name) kniet nieder, und mittelst einer siebenstufigen Leiter klettern wir auf den breiten Sitz. Unser sechs hätten da oben wohl Raum, doch sind zwei der Plätze schon eingenommen von einer gar guten Gesellschaft, nämlich von einem gelehrten Hindu und einem klugen Hindumädchen; mit Beiden können wir uns unterhalten, denn Beide sprechen englisch.

Ich muß erzählen, wie ich die Bekanntschaft der Beiden abends zuvor gemacht.

Auf dem Bahnhofe in Jeypore wurde ich nachts zehn Uhr von einem Hindu in Galatracht begrüßt, der zuvor von meiner Ankunft benachrichtigt war. Er redete mich in etwas gebrochenem Deutsch an, führte mich nach seinem Wagen, und fort gings zu seiner Villa vor der Stadt. Noch heute möchte ich das kleine Erlebnis lieber in Versen als in Prosa erzählen. Mein Gastherr ließ mich aus dem Dunkel in den matt beleuchteten Vorraum voraustreten, als mich plötzlich eine kleine Hand herzhaft faßte, rasch in ein hellerleuchtetes, reizend dekorirtes Zimmer führte und eine liebliche Stimme mich in fließendem Englisch herzlich bewillkommnete. Ich schlug die Augen auf und ward sprachlos. Eine entzückende jungfräuliche Erscheinung von bräunlicher Hindufarbe stand mit leuchtenden Augen vor mir, den schlanken graziösen Körper in ein seidenes Gewand gehüllt, und nach indischer Sitte von einem duftigen farbigen Shwal umschlungen. Statt des Gegengrußes konnte ich betroffen nur das eine Wort hervorstammeln: Sakúntala! Da stand ihr Urbild leibhaftig vor mir. „Meine Schwester" sagte mein Gastherr. „Sie wissen ja, Professor, die Hindumädchen werden in Knechtschaft erzogen, und da meine Schwester zu gut ist zur Sklavin, so habe ich sie zu mir genommen. Wir führen hier zu zweit unsere Wirtschaft. Eltern und Verwandte haben sich natürlich von uns losgesagt und ich kann sie mit diesen nicht bekannt machen." Nun, das wünschte ich auch

gar nicht. Ich war ganz bezaubert von der edlen Anmut dieser Gestalt, von ihren elastischen Bewegungen und ihrer dramatischen Mimik, die doch stets von dem Liebreiz der Grazie umflossen waren.

Während wir auf dem Rücken unseres Ungeheuers hinaus trotten (bald fällt ein Schirm, bald ein Hut, denn die Bewegung auf einem trabenden Elefanten besteht eigentlich aus einem sehr ausgiebigen Schaukeln und Stoßen) lauschen wir unserer Sakuntala, die wir gebeten haben, uns mit indischen Erzählungen zu unterhalten.


Schlangenbeschwörer.

„Ein großer alter König ging eines Tages zu Fuß über die Landstraße und kam an einen Brückenbogen. Da sah er auf der Höhe des Bogens ein Eichhörnchen sitzen, das bei seinem Nahen hurtig hinuntersprang und sich zu den Füßen des Königs niederließ. Der König ging vorüber ohne ihm Beachtung zu schenken. Da er anderen Tags desselben Weges kam, wiederholte sich die gleiche Scene, und ebenso am dritten Tage. Der König, sehr überrascht und erfreut über die Demut des Eichhörnchens, gab seinem Minister den Auftrag, dem Tierchen zur Belohnung einen goldenen Ring um den Hals zu legen. Als nun der König am nächsten Morgen durch den Brückenbogen ging, blieb das Eichhörnchen hochmütig oben auf der Brücke sitzen."

„Sieben Blinde stritten über die Gestalt des Elefanten. Um dem Streit ein Ende zu machen, gingen sie alle hin und betasteten einen Elefanten. Der Elefant, so sprach darauf der Eine, ist eine dicke und rauhe, borstige Kugel. Im Gegenteil, erwiderte der Andere, er ist vielmehr eine breite, dünne Platte. Nein, sprach der Dritte, er ist ein langes rundes Rohr mit einem Dorn am Ende. Und so hatte jeder der Sieben eine verschiedene Ansicht; jeder hatte einen anderen Körperteil betastet."

„Ein König hatte eine wunderschöne Königin. Zu dieser erglühte in heißer Liebe sein jüngerer Bruder, und sie erwiderte die Leidenschaft. Des Königs Oberpriester, ein frommer und sehr heiliger Mann, warnte den König, und dieser verbannte seinen Bruder für immer aus dem Land. Es war aber Sitte, daß an einem hohen Feste die Mönche des Klosters in Prozession zum Hofe gingen, um Almosen und Geschenke zu empfangen. Da verkleidete des Königs Bruder, verzehrt von Sehnsucht nach der Geliebten, den getreuesten seiner Diener als Mönch, gab ihm einen Brief, worin er die Königin beschwor zu entfliehen, und hieß ihn so der Prozession sich anschließen. Als aber der Diener als letzter unter den Mönchen demütig seine Bettelschale der Königin entgegenstreckte und vorsichtig den Brief zu ihren Füßen niedergleiten ließ, da erschaute der König, aufmerksam geworden, weil ein Mönch zu viel war, den Brief, nahm ihn auf, und wie er ihn las, glaubte er die wohlbekannten Schriftzüge des Oberpriesters zu sehen. In Eifersucht und Zorn entflammt, ließ er diesen herbeiholen und ungehört in siedendem Öl eines jammervollen Todes sterben; indem er nicht bedachte, wie die Schriftzüge seines Bruders so ganz jenen des frommen Priesters glichen, der des Bruders Lehrer gewesen war. Darob ergrimmten die Götter und sandten die Fluten des Meeres über das Land, die immer mächtiger anschwollen und das Reich zu verschlingen drohten. Der König wandte sich um Rat und Hilfe an die Priester, wie das Unheil abzuwenden, und diese verkündigten: Die Wasserfluten würden weichen, wenn er sein liebstes Gut, seine junge liebliche Tochter, als Sühne für den Priestermord dem Meere opferte. Und es ließ der König ein kostbares Schiff bauen, wie die Welt es nie gesehen, ganz aus Sandelholz und Elfenbein, die Masten mit Perlen und Edelsteinen bedeckt und das Innere mit Teppichen und seidenen Kissen geschmückt. Dann schloß er das Schiff über seiner geliebten Tochter und ließ es hinausstoßen in das weite Meer. So trieb es zum Gestade des Nachbarreiches, wo Fischersleute das Wunderfahrzeug erblickten und dem Fürsten Meldung thaten. Dieser war aber kein Anderer als des Königs verbannter Bruder, der inzwischen selber im Nachbarlande König geworden war. Er stieg zur Küste nieder, ließ das Schiff an das Land ziehen und öffnen. Als aber

aus seinem Innern die holdselige Prinzessin, das jugendliche Ebenbild ihrer Mutter, emporstieg, da entbrannte er in neuer und reiner Liebe und machte sie zu seiner Königin."

„Buddha in einer seiner Verkörperungen war einst ein Eichhörnchen. Da sah es einen Mann in einem See ertrinken. Mitleidig eilte es herbei und fing an, mit seinem Schwänzchen das Wasser aus dem See eifrig herauszuschaufeln, um den Ertrinkenden zu retten. Das sah Bramah und strich, in Wohlgefallen über die überschwängliche Mildthätigkeit des kleinen Geschöpfes, liebkosend über seinen Rücken. Seit dieser Zeit trägt das indische Eichhörnchen die Spur von Bramah's Fingern auf dem Rücken als drei leuchtende gelbe Streifen."



Sakuntala.*)

Diese und andere Geschichten, erzählt nicht nur von einem reizenden Munde, sondern zugleich mitgesprochen von zwei lebhaften, schwarzbraunen Augen, von zwei gestikulierenden Armen: erzählt von einem Kinde der Sonne, in welchem Anmut, Güte und Klugheit sich zusammengefunden haben — darf man das wohl Schwärmerei nennen, wenn wir darüber in Entzücken geraten? Und Sakuntala, das neunzehnjährige Hindumädchen, ist auch, nebenbei bemerkt, noch Schriftstellerin. Sie hat unter dem Namen Arya eine hindostanisch-sanskrit-englische Grammatik geschrieben und Shakespeare's „Merchant of Venice" in's Hindi übersetzt.

*) Es drängt mich, dem Leser den vollen Namen Sakuntala's mitzuteilen: Fräulein Miranda Nundy, ansässig nunmehr in Hyderabad (Dekkan).

Unser Elefantentreiber erhebt plötzlich seinen harpunenartigen, eisernen Stab, sticht unserm Nasikpuri damit tüchtig in den Kopf und gehorsam kniet dieser auf den Boden nieder. Wir sind in dem alten, jetzt fast verlassenen Amir (Amber) angekommen. In zehn Minuten erklettern wir den nahen Hügel und kommen gerade recht, um einem Opfer beizuwohnen.

Wir treten in einen viereckigen Hofraum, die Vorhalle des Tempels. Um eine Rupie erkaufen wir das Recht, barfuß bis nahe an die Tempelnische heranzutreten, in welcher ein kleines häßliches, mit bunten Stoffen bekleidetes achtarmiges Götzenbild sitzt, die blutdürstige Gattin des Siva, Kali. Ihr müssen tagtäglich Opfer gebracht werden, damit ihre Blutgier befriedigt werde und sich nicht an anderen Wesen auslasse. Es ist noch nicht gar lange her, daß diesem scheußlichen Phantome Jünglinge und Jungfrauen geschlachtet wurden.

Ein Zicklein wird hereingeführt, der Priester sprengt Weihwasser auf den Kopf desselben, schmückt es mit geheiligten Blumen, fortwährend Gebete murmelnd, legt endlich die Schneide eines breiten Schwertes auf die Stirne des Tierchens, und durch einen mächtigen Hieb wurde von einem Hindu der niedersten Klasse der Kopf vom Rumpfe getrennt. Mit dem aufgefangenen Blut wird dann das Götzenbild beschmiert, was sich übrigens unserm Auge entzieht, da der Priester einen Vorhang über das Bild gezogen hat.

Wenn auch die Abtötung des Opfertieres keine grausame genannt werden kann, so macht doch das Gebahren der Priester einen höchst widerlichen Eindruck.

Glücklicherweise ist Kali die einzige der Gottheiten, welcher jetzt noch Tieropfer in Indien gebracht werden. Gemäß der Lehre des Reformators Buddha ist die Tötung eines lebenden Wesens überhaupt verboten, und diese Vorschrift wird von frommen Buddhisten so gewissenhaft befolgt, daß sie selbst die Flöhe und Läuse nicht zu töten wagen, sondern vom Körper absuchen und stets vorsichtig auf den Boden setzen. Orthodoxe Jaina's trinken nur filtrirtes Wasser, oder tragen auch einen Schleier vor Mund und Nase, damit ja nicht ein lebendes Tier in ihren Magen gelange und dort seinen Tod finde. Andere führen stets

eine kleine Bürste bei sich, mittels deren sie jeden Platz, wo sie sich setzen wollen, zuvor von etwa dort befindlichen unsichtbaren Tierchen befreien. Nach ihrer Auffassung ist alles Gott, und Gott darf man nicht schädigen. Diese sanftmütige Gesinnung der Buddhisten gegen alle Lebewesen hat auch auf die Lehren der Brahma-, Vischnu- und Siva-Anbeter wohlthätig zurückgewirkt und den Glauben an die Wirksamkeit der Menschen- und Tieropfer fast gänzlich vernichtet.

Unsere letzte Station auf indischem Boden ist Bombay. Nachdem wir am Vormittage eine Dampferfahrt nach der Insel Elefanta unternommen, um den berühmten Felsentempel zu besichtigen, bleibt uns noch Zeit, auf jenem Hügel oberhalb Bombay's die Türme des Schweigens zu besuchen, die Begräbnisstätte der feueranbetenden Parsen. Geier ziehen ihre Kreise über dem unheimlichen Orte, spähend, daß ihnen die Leichen der gestorbenen Parsen zum Fraße dargeboten werden. Bestürzt wenden wir dieser schauerlichen Stätte den Rücken, und werden auf dem Heimwege fast ausgesöhnt mit dem Sterben, wenn uns aus dem Verbrennungsgarten der Vischnuanbeter die lodernden Flammen der Scheiterhaufen entgegenschlagen!

Ein italienischer Dampfer harrt im Hafen von Bombay. Er bietet zwar miserable Verpflegung, aber fährt uns dafür auch um einen erstaunlich billigen Passagepreis in zweiundzwanzig Tagen nach Europa zurück.

Einige vornehme Parsen, deren Bekanntschaft wir gemacht, begleiten uns auf das Schiff und behängen uns nach ihrer freundlichen Sitte mit Guirlanden von weißen duftenden Blumen.

Ich habe nur die schönen Seiten meiner Reise vorgeführt, die Nachtseiten jedoch verheimlicht. Nur von den Festen habe ich erzählt, nicht von den sauren Wochen und Monden, die den größten Teil meines Aufenthalts ausmachten. Denn da ich mich der ermattenden Hitze und dem glühenden Sonnenbrande rücksichtslos aussetzen mußte, um in der bemessenen Zeit meine wissenschaftlichen Arbeiten zu erledigen, so sollte ich zur Genüge erfahren, daß wir Europäer überhaupt nicht ungestraft

unter Palmen wandeln. Wenige von uns ertragen das Klima der Tropen längere Zeit oder bei großer Anstrengung ohne Schaden.

Und wenn auch ein jeder glücklich zu preisen ist, den sein Beruf zu der Smaragdinsel und in die Märchenwelt Indiens, die Heimat unserer alten Verwandten, der Hindus, führt, so ist doch kaum ein Europäer zu beneiden, der zu lange in diesem Klima auszuhalten gezwungen ist, dessen feuchtheiße Luft die Schaffenskraft lähmt, dessen Einerlei der Jahreszeiten nicht vermag, einen Wechsel der Stimmungen und Empfindungen wachzurufen, während der monotone Verbleib in dem schattenspendenden Hause den Gesichtskreis beengt, den Geist der Natur entfremdet und zu Grübeleien und Aberglauben anleitet.

Uns ist auf die Dauer doch wohler in der Heimat, im deutschen Vaterlande, wo Winterfrost und Schnee einkehren und die Arbeitskraft gestählt wird — wo Frühlingszauber und Nachtigallenschlag uns begeistern und eine herzerquickende Kunst gedeiht — wo Waldesfrische und Bergeshöhen hinauslocken und frei sich entwickelt der Gedanke!

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz, Würzburg.